

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
 erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für
 Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf.
 Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit Illustr. Beilage 10 Pf.
 (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
 beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf.
 Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr
 Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-
 Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Nachträgliches zum Schriftstellertag.

Wenn wir die Urtheile der Presse aller Parteischattungen über den jüngst hier stattgehabten Schriftstellertag zusammenfassen, so lauten sie so ziemlich alle dahin: Viel Schreier und wenig Woll! — Für uns ist das nicht neu; wir haben niemals anders über diese Zusammenkünfte gewacht und es ist uns zum Verwundern, daß man so lange gebraucht hat, um einzusehen, wie herzlich unbedeutend diese Zusammenkünfte als solche sind und wie wenig sie dazu eignen, eine Neugestaltung der Verhältnisse innerhalb der deutschen Schriftstellere Welt zu bewirken. Einem großen Theil der Herren, die auf einem solchen „Tage“ zusammenzutreten, scheint es nur um die mit der Zusammenkunft verbundenen Vergnügungen zu thun zu sein. Andererseits bringen einzelne Schriftsteller zu einem solchen „Tag“ einen Dünkel mit, der auf das verständige Publikum nur komisch wirken kann. Der Feuilletonist der „Frankfurter Zeitung“, z. B. bellagte sich hinüber, daß man ihn in Berlin nicht festlich genug empfangen habe; man hätte eben in Berlin bei dem Einzug dieses großen Mannes die Häuser beslaggen sollen. Verständnißlose Leute, diese Berliner, die nicht einmal begreifen, daß ein Feuilletonist des Herrn Sonnemann zu den „Königen dieser Welt“ gehört! In Braunschweig bellagte sich auf einem früheren Schriftstellertage der bekannte Herr Friedrich Friedrich darüber, daß zu dem „Tage“ auch Leute zugelassen würden, die keine Bücher geschrieben hätten, sondern „nur“ Journalisten seien. Was dieser Herr Friedrich Friedrich wohl anfangen würde, wenn die Zeitungen seine langweiligen Romane nicht abdrucken würden? Solcher Dünkel ist nur geeignet, die ganze Vereinigung unpopulär zu machen und bei allen verständigen Menschen herabzusetzen.

Wir können den Herren ihre Vergnügungen von Bergen; hoffentlich haben sie sich bei der Tafel alle recht wohl befunden, hoffentlich war das Ballfest amüsant und die dort erschienenen Damen recht hübsch. Allein man erlaube uns auch nach den Arbeiten des Schriftstellertages zu fragen und da wird man uns nur antworten können: Resultat gleich Null! Nun, Niemand kann etwas dagegen haben, wenn eine Anzahl von Herren, Schriftsteller und solche, die sich diese Bezeichnung beilegen — sie ist ja billiger als der Doktorittel — sich in Berlin versammeln, um zu schmausen, zu rechen und zu tanzen. Aber dann mögen sie sich den Mund nicht so voll nehmen; mögen sie sich nicht geben, als ob sie über den höchsten Interessen der Menschheit brüteten und mögen sie nicht erwarten, daß andere Leute solchen „M“ ernsthaft nehmen. Der große Mann, der im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“

die Welt regiert, war sehr ungehalten darüber, daß ein fortschrittliches Berliner Blatt über den Schriftstellertag nur wenige Zeilen, dagegen über ein gleichzeitig stattfindendes Pferderennen einen spaltenlangen Bericht gebracht habe. Du lieber Gott, was sollen denn die Reporter vom Schriftstellertag erzählen? Hier geht es doch genau so, wie einst der selbige Hoffmann von Fallersleben vom Wiener Kongreß sang:

„Wann sie hin zu Halle gingen,
 Wann sie an zu tanzen gingen,
 Wird genau erzählt.
 Ob das Schauspiel sie zerstreute,
 Ob sie das Ballet erfreute,
 Wird auch nicht verhehlt.
 Doch ihr sonstig Thun und Rathen,
 Was sie für die Völker thaten,
 Wird genau verhehlt.
 Ob sie sonst was Gutes dachten,
 Ueberhaupt was Gutes machten,
 Wird auch nicht erzählt.“

Man darf sich unter diesen Umständen in der That nicht wundern, wenn die Reporter von einem Pferderennen mehr zu erzählen wissen.

Und doch gäbe es für einen Schriftstellerverband eine Menge von hohen und wichtigen Aufgaben. Das Schriftstellertum ist heute in hohem Grade abhängig geworden und schließt in Folge dessen auch ein zahlreiches Proletariat in sich ein. Leute, welche nicht genug gelernt haben, um den Begriff „Proletariat“ richtig zu begreifen, pflegen vom „geistigen Proletariat“ zu sprechen. Das Schriftstellertum aber befindet sich im Ganzen auch nicht anders, als das Proletariat der Handarbeit, in einem Konkurrenzklampf, in dem es von überlegenen Gewalten niedergedrückt wird. Die literarischen Parvenu's, die eben so prozig und rücksichtslos sind, wie die Parvenu's der Börse, beherrschen den literarischen Markt, versichern sich die Reklame auf Gegenseitigkeit und lassen nichts auskommen, was ihnen nicht in ihren „Ring“ paßt. Talent, Fleiß, Geschick und Geschmad — Alles ist umsonst, wenn der große Reklameapparat nicht dafür arbeitet und auch der Beste kann von aufergewöhnlichem Glück sagen, wenn er aufkommt, ohne daß die Parvenu's ihm ihre Bewogenheit geschenkt haben. Da ist's denn auch kein Wunder, wenn für die Schriftsteller, die doch auch ihre Arbeitskraft im Dienste des Unternehmers abzugeben müssen, weit weniger gesorgt ist, wie für verschiedene Kategorien der Arbeiter. Von Versorgung oder Versicherung gegen Krankheit, Beschäftigungslosigkeit oder für das Alter sind bei den Arbeitern doch wenigstens Anfänge vorhanden, die weiter entwickelt werden können; bei den Schriftstellern ist noch

gar nichts dergleichen zu Stande gekommen. Oder will man die Schillerstiftung, bei der einige „Gönner“ im Stande sind, Snabengehalte zu verleihen, als eine praktische Institution betrachten?

Da giebt es wahrlich mehr zu thun, als Bälle und Gastmähler abzuhalten. Aber die Herren werden wie immer für unsere Vorstellungen taube Ohren haben.

Politische Uebersicht.

Die deutschfreisinnigen Blätter trösteten sich über den Verlust von 8-10 Landtagsstimmen mit der Phrase: „Je geringer die Zahl, desto hervorragender an tüchtigen und festen Männern!“ Nun ist aber durchaus kein „tüchtiger und fester“ Mann unter den gewählten deutschfreisinnigen Abgeordneten, der nicht auch schon im vorigen Abgeordnetenhaus geessen hätte — nicht ein „hervorragender“ Mann ist neu hinzugewählt worden. „Hoffen wir“, so liest man in der „Berl. Zig.“, „daß ihr (der Partei) moralisches Gewicht den Ausfall an Stimmen aufwiegen wird.“ — Das klingt geradezu komisch: das moralische Gewicht der deutschfreisinnigen Partei! Ein größeres moralisches Gewicht als ihre Stimmengahl hat in der gesetzgebenden Körperschaft immer nur eine Partei, von der man weiß, daß die Anhängerschaft im Lande bedeutend größer ist, als die von ihr im gesetzgebenden Körper vertretene Stimmengahl. Das ist aber bei der deutschfreisinnigen Partei nicht der Fall, da sie überall, auch wo ihre Abgeordneten gewählt sind, so in Berlin, einen Rückgang zu verzeichnen hat. Also Phrasen und Bemäntelung helfen nichts — lieber sich bessern als vertuschen — dadurch allein könnte die deutsche freisinnige Partei noch ein „moralisches Gewicht“ erlangen.

Das Kolonialfieber grasit noch immer in nicht geringem Maße. Da nun aber die unter deutschen Schutz gestellten afrikanischen Küstenländer wenig Verlockendes für Auswanderer bieten, so hat sich ein „Deutscher Kolonialverein“ gegründet, welcher es sich angehtlich zur Aufgabe machen will, in überseeischen Ländern passende Landkomplexe zur Anlage von Kolonien auszusuchen. Der Vorstand genannten Vereins hat nun vor einigen Tagen in Düsseldorf beschloffen, eine Kommission nach den südbrasilianischen Provinzen zu senden, um dort geeignete Plätze für deutsche Ansiedlungen zu ermitteln und zu „sichern“.

Diesen Leuten stellt sich natürlich die ganze gutgesinnte Presse zur Verfügung und so ist es erklärlich, daß von dem Beschluß ein gewaltiger Spektakel gemacht wird — beillt sich doch sogar der offiziöse Telegraph, den Vorgang als ein großes Ereignis in die Welt hinaus zuposaunen. Der brasilianische Generaldirektor der Telegraphen beschloffen, angeblich die Bestrebungen des Vereins aufs Wärmste im „wohlverstandenen Interesse beider Länder“, und der nationalliberale Dr. Hamacher berichtete über die Schritte, die geschehen sind, um für koloniale Unternehmungen geeignete neue Formen des Gesellschaftsrechtes zu schaffen.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß die Ankäufe großer Länderkomplexe von Gesellschaften dem einwan-

mochte es nun gehen, wie es wollte, er war entschlossen, seinen Vorsatz durchzuführen.

Er bedachte es nicht, wie unlug es war, den Kammerdiener allein hinuntergehen zu lassen, es war ja vorauszu- sehen, daß Joseph seinen Herrn unterrichtete und vorbereitete. In der furchtbaren Aufregung, in der er sich befand, konnte er überhaupt keinen Klaren, bestimmten Gedanken fassen.

Er mußte einige Mal nach Athem ringen, es wollte ihm nicht gelingen, die drückende Last von der Seele abzu- wälzen.

Endlich wurde die Thüre geöffnet, Willibald Rabe trat ein.

„Was wollt Ihr?“ fragte er barsch.

„Gerechtigkeit, Herr Rabe,“ erwiderte der Gärtner, „das Wenigste, was ein Diener verlangen kann.“

„Ihr seid bestohlen worden?“

„Jawohl.“

„Dann wartet bis morgen!“

„Ich kann nicht,“ sagte Georg, seinen Muth zusammenraffend, „bis morgen sind die Papiere verschwunden.“

„Papiere?“ fragte Rabe spottend. „Soll ich etwa in der Nacht Euch zu Gefallen danach suchen?“

„Ich behaupte, daß Joseph sie mir gestohlen hat.“

Der Gutsbesitzer stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Was geht das mich an!“ sagte er ungeduldig. „Was kümmern mich überhaupt jene Papiere?“

In den Augen des alten Mannes blitzte es zornig auf, sein Verdacht hatte eine neue Stütze gefunden.

„Wenn Sie mir mein Recht nicht verschaffen wollen, dann muß ich mich an die gnädige Frau Generalin wenden,“ sagte er so fest und entschlossen, daß Rabe ihn betroffen anblicken mußte.

„Wagt Ihr, das mir zu sagen?“

„Noch mehr, wenn es sein muß!“ erwiderte Georg trotzig. „Ich behaupte, daß Joseph meine Kiste erbrochen und die Papiere gestohlen hat; er wußte, daß sie da lagen,

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman

von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Woh! Ihr ja nicht.“

„Die paar Thaler, die ich mir erspart habe, liegen noch in der Kiste, der Dieb wollte nur die Dokumente stehlen.“

Wieder suchte Joseph die Achseln, sein Gesicht nahm einen finsternen, drohenden Ausdruck an.

„Laßt mich mit dem Unsinn in Ruhe!“ sagte er ärgerlich. „Ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt.“

„Dann werde ich warten, bis der Herr kommt.“

„Wirklich? Hat's nicht Zeit bis morgen?“

„Ich will heute noch mit ihm sprechen.“

„Dann könnt Ihr vielleicht noch lange warten!“ spottete Joseph.

„Ich habe Zeit.“

„Und inzwischen ist der Dieb über alle Berge.“

„Ich weiß ja, wo er ist.“

„Ihr wollt mich wohl beim gnädigen Herrn verklagen?“ fragte der Kammerdiener lachend.

Das freche, höhnische Lachen trieb dem alten Manne die Galle noch mehr in's Blut.

„Sa, das will ich,“ sagte er, „und wenn der Herr gerecht ist, dann muß er die Sache untersuchen. Vielleicht thut er es nicht, dann weiß ich, was ich davon zu halten habe, es ist ja möglich, daß er Euch befohlen hat, mich zu bestehlen.“

Joseph lachte noch immer, aber das Lachen klang jetzt gezwungen.

„Das wird immer toller,“ erwiderte er, „ich glaube, der Kutscher hat mit seinen Gespenstergeschichten Euch eine Schraube im Kopf gelöst. Jetzt soll sogar der gnädige

Herr ein Spitzbube sein! Nehmt Euch mit Euren Blödsinn doch in Acht, Georg, es ist gerade nicht angenehm, im Alter hungern zu müssen.“

„Wenn ich deshalb entlassen werde, gehe ich zur Frau Generalin!“

„So? Was wollt Ihr von ihr?“

„Das geht Euch nichts an.“

„Out, so will ich mich auch nicht weiter darum kümmern. Aber den guten Rath gebe ich Euch doch: bedenk, was Ihr thut, die gnädige Frau könnte die Sache von einer anderen Seite ansehen. Wenn ich einmal rede, dann wird Manches an den Tag kommen, was der Herrschaft nicht gefällt und worüber ich bis jetzt geschwiegen habe.“

Der Gärtner hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, er stemmte die Ellbogen auf die Kniee und das graue Haupt auf die Hände und blickte finster vor sich hin.

Er mußte die Papiere um jeden Preis wieder haben, auf sie hatte er seine letzten Hoffnungen gebaut, auf ihrem Besitz ruhte nach seiner Ansicht seine ganze Existenz.

Joseph beobachtete ihn verstohlen, er konnte dieser Anklage dreist die Stirne bieten, sein Herr mußte ihn schützen.

„Und meine Flasche Rirschwasser hat der Spitzbube auch mitgenommen,“ brach der Gärtner, tief aufathmend, nach einer langen Pause das Schweigen.

„Wah, daraus geht hervor, daß es ein gemeiner Dieb war,“ erwiderte der Kammerdiener, „gestittete Leute trinken keinen Schnaps.“

„Ihr habt oft genug mich um eine Flasche angebettelt.“

„Ich? Bewahre! Wenn ich's gethan habe, so war's Spaß, ich kenne ja Euren Geiz.“

Joseph erhob sich, sein scharfes Ohr hatte den Hufschlag in der Ferne vernommen.

„Da kommt der Herr,“ sagte er, „wollt Ihr nicht lieber warten bis morgen? Er ist nicht immer heiter gelaunt, wenn er heimkehrt, und hat er die Entlassung einmal ausgesprochen, dann nimmt er sie auch nicht mehr zurück.“

Der alte Mann stand auf und schüttelte den Kopf;

bernden Kolonisten das Land wesentlich vertheuern und ihn dadurch in Abhängigkeit von diesen Gesellschaften bringen. Denn, soviel ist klar: solche Landläufe geschehen nicht aus Begeisterung für die armen Teufel, welche sich dort ansiedeln und im Schwelge ihres Angehörs ihr Brod erwerben wollen, sondern es handelt sich vielmehr in der Regel immer um ganz ordinäre Spekulationsgeschäfte. Welchen Zweck die genannte Gesellschaft verfolgt, dürfte bald genug klar werden; auf ihre marktfeilerischen und bombastischen Ankündigungen ist nicht zu geben; der Auswanderer wird sicherlich besser thun, wenn er diesen Herren die Bearbeitung ihrer Vändereien selbst überläßt und sich anderswo ein Fleckchen auf der Mutter Erde auslucht.

Höchst auffallend ist bei der Sache noch, das „Gesellschaft“ geeignete neue Formen“ des Gesellschaftsrechts für koloniale Unternehmungen herbeiwünscht. Danach gewinnt es ganz den Anschein, als ob die Herren nicht für die ihnen auf Antihelge seine Gesalbten Summen haften wollen. Also: Ausnahmestellung zu Gunsten der Kolonien-Gründer? Das fehlt auch gerade noch!

Noch einmal der Marine-Etat. Wie schon erwähnt, beläuft sich die Summe der fortwährenden Ausgaben im Etat für die Verwaltung der Marine auf 37 398 928 M., was ein Mehr von 4 318 334 M. gegen den vorjährigen Ansatg ergibt. Schon im vorigen Jahre fand eine Erhöhung des Marine-Etats um 6 Millionen, von 27 210 887 auf 33 080 504 M. statt. In den letzten beiden Jahren hat mithin bereits eine Steigerung dieses Etats um 10 Millionen stattgefunden, da derselbe von 27 auf 37 Millionen erhöht ist. Die Ausgaben vertheilen sich folgendermaßen: Admiralität 574 300 (+ 34 920) M., hydrographisches Amt 155 520 (+ 1800) M., Deutsche Seewarte 225 485 (+ 4500) M., Stationsintendanturen 189 595 (+ 13 985) M., Rechtspflege 27 750 M., Seelforge 43 307 (+ 3150) M., Militärpersonal 7 364 822 (+ 1 035 832) M., Irdbiensthaltung der Schiffe und Fahrzeuge 8 089 800 (+ 1 500 270) M., Naturalversorgung 3 179 360 (+ 329 660) M., Bekleidung 96 680 (- 9120) M., Serwis und Garnisonverwaltungsmittel 802 747 (+ 47 053) M., Wohnungsgeldzuschuß 624 000 (+ 56 000) M., Krankenpflege 555 034 (+ 7108) M., Reife, Marsch- und Frachtkosten 347 000 (+ 39 000) M., Unterricht 125 306 (+ 3117) M., Werfbetrieb 14 161 337 (+ 1 165 749) M., Artillerie 1 950 380 (+ 2250) M., Torpedowesen 544 640 (+ 51 800) M., Loosten, Betonungs- und Leuchtfeuerwesen 187 550 (- 760) M. Den Rest verschlingen verschiedene kleinere Ausgaben.

Reichs-Gesetzblatt und Reichs-Anzeiger“ veröffentlichen die Verordnung über das Verfahren vor den auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes errichteten Schiedsgerichten. Vom 2. November 1885.

Eine detaillierte Uebersicht der Dampfseilerexplosionen, welche im Jahre 1884 innerhalb des Deutschen Reichs stattgefunden haben, befindet sich im neuesten Monatsheft zur Statistik des Deutschen Reichs. Die Zahl derselben betrug 14, ebensoviel wie im Vorjahre, wogegen in den Jahren 1880 und 1881 nur je 11 Explosionen zu verzeichnen waren. Es verunglückten bei diesen 14 Explosionen im Ganzen 45 Personen, darunter allein 17 bei der Explosion eines liegenden Walzenstells in Horkowert. 12 Personen (im Vorjahre 23) wurden sofort getödtet, 11 (8) schwer und 22 (24) leicht verwundet. Als mutmaßliche Ursache der Explosion wird in 6 Fällen örtliche Blechschwächung, in 3 Fällen zu hohe Dampfspannung und in je 1 Falle Kesselstein, Alter, Wassermangel, alter Riß und mangelhafte Einfuhrung eines Heizröhrs angegeben. In den letzten 8 Jahren haben in Deutschland im Ganzen 126 Explosionen von Dampfseilern stattgefunden, bei denen 392 Personen verunglückten. Auf jedes Jahr entfallen also durchschnittlich 16 Explosionen mit 49 Verunglückungen.

Köln, 1. November. In einer hiesigen Wirtschaft saßen in dem zur ebenen Erde gelegenen Gaßzimmer dieser Tage mehrere angegebene Bürger und verschiedene dem Arbeiterstande angehörige Gäste friedlich beisammen, als, nach Mittheilung der „Köln. B.-Ztg.“, plötzlich ein Polizei-Kommissar mit drei Schuppleuten in das Haus trat. Einer der letztern besetzte die Thüre, während der Kommissar mit den andern Schuppleuten in ein Nebenzimmer trat und dort unter Assistenz eines anderen Herrn im gerichtlichen Auftrage sämmtliche Anwesende einer eingehenden Untersuchung, allerdings in der schonendsten Weise, unterzog. Gefunden wurde, wie unser Gewährsmann uns mittheilt, bei einem der Arbeiter ein Brief, der eine Einladung zur Sitzung eines Sparvereins enthielt, bei einem andern ein Flugblatt, in welchem ein Butterbrot eingewickelt war. Ein dritter besaß ebenfalls ein Flugblatt. Am folgenden Abend wurde abermals in derselben Weise Nachsicherung gehalten, und soll nun bei drei Arbeitern die „Köln. Volksztg.“ gefunden worden sein. Der Besitzer der Wirtschaft hat sich beschwerdeführend an den ersten Staatsanwalt gewandt, worauf ihm in sehr höflicher Weise der Bescheid wurde, daß es sich um Nachsicherung nach sozialistischen Schriften handle; solche seien unter dem Vorwande des jetzigen Wirthes bei den dort verkehrenden Gästen häufig verbreitet worden. Auch in

und kurz nach dem Raube bin ich ihm im Parl begegnet. Ich verlange sie zurück.“

„Von mir?“ fragte Rabe spottend. „Ihr schlagt einen sonderbaren Ton an, alter Mann, vergeßt nicht, wem Ihr gegenüber steht. Ich kann Euch sofort entlassen!“

„Das können Sie nicht. Sie haben mich nicht engagirt und Sie sind auch nicht Herr hier im Hause.“

„Georg!“

„Ich sage die Wahrheit, und wenn ich noch mehr sagen wollte, dann würden Dinge passiren, die —“

„Schweigt!“ fiel Rabe ihm in's Wort. „Ihr schwätzt mehr, als Ihr verantworten könnt. Ihr behauptet, Joseph habe Euch bestohlen, ich will morgen sein Zimmer und seine Sachen in Eurer Gegenwart durchsuchen seid Ihr damit zufrieden? Werden Eure Papiere gefunden, so wird Joseph entlassen, war aber die Anklage unbegründet, so müßt Ihr Euer Bündel schnüren.“

„Wenn ich damit einverstanden sein wollte, dann könnte ich mein Bündel schon jetzt schnüren.“ erwiderte der alte Mann. „Wollen Sie mir ein paar Worte unter vier Augen erlauben?“

„Seht?“

„Ja, sogleich.“

„Ihr seid unverschämte!“ sagte der Gutsbesitzer empört, „aber ich will hören, was Ihr mir mitzutheilen habt.“

Er öffnete die Thüre seines Cabinets und trat rasch hinein, Georg folgte ihm.

„Macht es kurz,“ befahl Rabe, „was habt Ihr mir zu sagen?“

„Sene Papiere enthalten Notizen, die ich gemacht habe, darunter auch Notizen über die Ereignisse einer gewissen Nacht, die wir Beide nie vergessen werden.“ sagte der Gärtner mit gedämpfter Stimme. „Ich habe bisher von diesen Notizen keinen Gebrauch gemacht, die Gründe, die mich davon abhielten, können Ihnen ja gleichgiltig sein. Aber wenn ich auch ein alter Mann bin, mein Gedächtniß ist jung geblieben, und in ihm ist Alles, was jene Papiere enthalten, ebenfalls aufgezeichnet. Und nur Einer hat ein Interesse daran, daß diese Papiere vernichtet werden, aber

andern Wirthschaften sollen solche Untersuchungen stattgefunden haben.“

Schweiz.

Ein Preßprozeß ist in der Schweiz etwas Seltenes, ein solcher steht aber augenblicklich daselbst in Aussicht. Von der Regierung des Kantons Tessin ist der Beschluß gefaßt worden, bei dem Genfer Strafrichter das Vorgehen gegen den Verfasser eines Artikels zu beantragen, welcher in dem in Genf erscheinenden Blatte „La Vespa“ veröffentlicht wurde.

In dem betreffenden Artikel werden die Mitglieder der Regierung und einige andere Beamte beschuldigt, von der Gotthardbahn 60 000 Frs. empfangen zu haben, damit sie die Korrektion des Tessin-Etats vorbrächten und unterstützen. Man sagt, daß in dieser Sache bereits ein Mitglied der tessiner Regierung nach Genf gereist sei.

Frankreich.

Ueber Marcotti, den Korsen, welcher das Attentat auf Herrn v. Freycinet ausgeführt hat, werden der „Frankf. Ztg.“ von einem Mailinger Ingenieur, der mehrere Jahre an dem Panama-Kanal beschäftigt war, folgende verbürgte Mittheilungen gemacht: „Marcotti war, nachdem er sich bereits mehrere Monate beschäftigungslos in Colon aufgehalten hatte, in Georgia als Aufseher in die Dienste der Panama-Kompagnie getreten. In seiner Begleitung befand sich ein Mädchen von 18 bis 20 Jahren. Beide bezeichneten ihr Verhältniß als das von Vater und Tochter, doch bezweifelten eine nicht geringe Anzahl von Beamten diese Behauptung, und dagegen sprach auch die geradezu eiferfüchtige Sorgfalt, mit der Marcotti seine angebliche Tochter bewachte. Es kam aus diesem Grunde häufig zwischen Marcotti und seiner Tochter so wohl, wie zwischen ihm und anderen Beamten zu heftigen Szenen. Im Oktober 1882 erkrankte Marcotti und ging nach Panama in das Spital. Während seiner Abwesenheit knüpfte seine Tochter ein Liebesverhältniß mit einem Kassendeamen von Oposso an. Kurze Zeit darauf erkrankte sie; über die Natur der Krankheit erfuhr ich nichts, doch erinnere ich mich, sie häufig — ihr Zimmer war von dem meinigen nur durch eine etwa 2 1/2 Meter hohe, oben nicht abgeschlossene Bretterwand geschieden — höhnisch gehört zu haben: „Je m'etoiffe!“ (Ich sterbe!) An einem Abend verschwand sie und man behauptete, Herr Daguerre, ihr Geliebter, habe sie entführt; sie kehrte in der Nacht jedoch wieder zurück und verstarb in der darauffolgenden Nacht plötzlich. Es ward allgemein behauptet, sie sei das Opfer einer Vergiftung geworden, auch wurde ihr Geliebter Daguerre verhaftet, ob wegen dieses Verdachtes oder wegen eines Kasendiebstahls, dessen man ihn ebenfalls beschuldigte, trat nicht zu Tage. Sicher ist, daß Daguerre nach einigen Tagen wieder entlassen wurde. Marcotti hatte von all diesen Vorgängen keine Kenntniß, da er sich zu der Zeit im Spital zu Panama befand. Leicht möglich ist, daß, nachdem diese Gerüchte später ihm zu Ohren gekommen waren, sich bei ihm die fixe Idee festsetzte, seine Tochter sei das Opfer eines unstilllichen Attentats geworden; thatsächliche Unterlage hat diese Behauptung indeß keineswegs. Auch die Erklärung des Herrn v. Freycinet, sie sei an den Folgen eines ihr von einem Chinesen gegebenen Abortivmittels gestorben, ist wenig wahrscheinlich, da die Chinesen auf dem Isthmus nur etwas Spanisch verstehen, Fräulein Marcotti aber nur Französisch sprach und sie schon deshalb gar keinen Verkehr mit den Chinesen unterhielt.“

Dänemark.

In einem unter Vorbehalt des Königs am 2. d. M. abgehaltenen Staatsrathe wurden vom Justizminister mehrere Vorschläge wegen Beschränkung der Rede- und Preßfreiheit gemacht, die ohne Weiteres angenommen und noch gestern Abend als „Provisorisches Gesetz, betreffend Nachträge zum allgemeinen bürgerlichen Strafgesetze“, publizirt wurden. „Da es unter den herrschenden Verhältnissen“, heißt es in der Einleitung, „für dringend nöthig erachtet werden muß, das allgemeine bürgerliche Strafgesetze mit solchen Bestimmungen zu versehen, wie sie die Strafgesetze anderer Länder zum Schutze der öffentlichen Ruhe und Ordnung für notwendig halten, so wird auf Grund des § 5 der Verfassung verordnet: § 1. Derjenige, welcher durch Rede oder Schrift, die an das Publikum im Allgemeinen oder an Versammlungen gerichtet werden, zur Bezeugung von Handlungen anreizt oder auffordert, die unter die bestehenden Strafgesetze fallen, wird als Anstifter von solchen strafbaren Handlungen oder Versuchen hierzu bestraft. Derjenige, welcher auf die angegebene Weise das Vergehen von Verbrechen als verdienstlich oder befallwürdig darstellt, wird mit Gefängniß bestraft. § 2. Derjenige, welcher öffentlich oder privatim die zum Heere oder der Flotte gehörigen oder zu denselben ausgeschriebenen Personen zum Ungehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten anreizt oder auffordert, sowie derjenige, welcher Dienstpflichtige auffordert, der Einberufungsordre nicht zu gehorchen, wird mit Gefängniß oder unter erschwerenden Umständen mit Verbesserungshausarbeit bestraft. § 3. Bedroht denjenigen mit Gefängnißstrafe, der durch Rede oder Schrift einzelne Klassen der Bevölkerung zum Oaf, zur Erbitterung oder zu Gewaltthätigkeiten gegen andere Klassen aufreizt. Gleicher Strafe verfällt nach § 4, wer erdichtete oder entstellte Thatsachen öffentlich verbreitet, durch welche Gemüthen des Staates oder Maßnahmen der Regierung verunglückt und verächtlich gemacht werden. Nach den übrigen Paragraphen wird noch der Waffenhandel unter Polizeiaufsicht gestellt und bestimmt, daß alle Beamten, welche auf Grund dieses Gesetzes verurtheilt werden möchten, zum Verlust ihres Amtes, und Beamte außer Diensten zum Verlust der Pension oder Unterstützung verurtheilt werden können.“

Wie man sieht, — bemerkt die „Börs. Ztg.“ dazu — der Justizminister die preussische Geschichte eingehend studirt. Zur Ausführung des vorstehenden Gesetzes, das gegen die ganze Reihe von Bestimmungen der Verfassung verstoßt, die die Mitwirkung der Staats- und Polizeibeamten erfordert, welche alle auf die Verfassung veredigt sind; man kann daher zu befürchten, daß eine Anzahl dieser Beamten ein wissenschaftliches Institut haben möchten, an der ihnen zugemuteten Verfassungsoberlegung, die nach dem Gesetz als Landesverratz strafbar wird, mitzuheifeln. Um diese Leute aber zu verurtheilen schlägt ein konservatives Blatt bereits vor, alle Beamten zu einem provisorischen Gesetz von ihrem Eide auf die Verfassung zu entbinden. Daß Herr Estrup vor diesem Schritt zurückzusehen sollte, ist nicht anzunehmen, nachdem er im Jahre 1878 der Verfassung, welcher die Regierung ermächtigt, im Falle der Noth und wenn der Reichstag nicht versammelt ist, provisorische Gesetze zu erlassen, die dem nächsten Reichstage zur Genehmigung vorgelegt werden müssen, die Verfassung außer Kraft gesetzt hat.

Amerika.

Die gerichtliche Belangung der Mormonen seitens der Unionsregierung hat in Utah eine förmliche Bank herbeigeführt. Drei Präsidenten der Mormonenkirche, Cannon und Smith, hatten sich vertheilt, um nicht verhaftet zu werden, und 50 Bischöfe und Apostel sind plötzlich berufen, nachdem 30 Andere unter Gericht gestellt worden sind; 20 Personen sind bereits zu Gefängnißstrafen verurtheilt worden.

Mexiko, 2. November. Aus Nuevo Leon wird gemeldet, daß dort anlässlich der Wahlen eine große Unruhe herrscht. Am Sonnabend stießen in Rustamente die feindlichen Parteien auf einander und während des mehrerer Stunden dauernden Schießens wurden 6 Personen getödtet und 15 verwundet. Beide Parteien zogen sich darauf zurück, ohne eine Entscheidung (?) erzielt worden war.

Gestern fanden, wie aus New-York telegraphisch gemeldet wird, in 11 Staaten die Wahlen zu den Staatsregierungen und zu den Staats-Legislaturen statt. In New-York siegen die Demokraten bei den Wahlen für die Staatsregierungen, Gouverneur wurde Hill gewählt, dagegen haben bei den Wahlen für die beiden Kamern der Staatslegislatur die Republikaner die Majorität, so daß die Wahl eines republikanischen Kandidaten für den Senat in Washington gesichert scheint. In Virginien haben die Demokraten sowohl bei den Wahlen des Staatsgouverneurs wie bei den Wahlen der Staatslegislatur die Majorität erhalten, ebenso haben die Demokraten in den Staaten Maryland und Mississippi gestiegen, die Republikaner beträchtlich an Terrain gewonnen. In New-York haben in Massachusetts, Iowa, Pennsylvania, Colorado und Nebraska die Republikaner die Majorität erlangt.

New-York, Mittwoch, 4. November. Aus New-York wird der Beginn eines Arbeiterstreiks gemeldet, der die Arbeitsgebiete zu berühren droht. Weiße Arbeiter hatten eine Lohnerhöhung gefordert und waren in Folge dessen durch die Polizei vertrieben worden; darauf haben 1600 weiße Arbeiter die Arbeit niedergelegt.

Lokales.

Zur hygienischen Beaufsichtigung der Schulen liefern einen höchst interessanten Beitrag die Verhandlungen in der letzten Sitzung des medizinisch-pädagogischen Vereins, welche die anstehenden Kinderkrankheiten (Masern, Scharlach) in den Schulen betrafen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Uebertragung derartiger epidemischer Krankheiten durch die die Schule besuchenden Geschwister einer ansteckenden Krankheit darnieder liegenden Kinder, daß die Geschwister selber erkrankt wären und daran die gerechtfertigte Forderung geknüpft, daß den Geschwister erkrankten Kindes nur dann der Schulbesuch gestattet werden dürfe, wenn durch ein ärztliches Zeugniß nachgewiesen ist, die Gefahr einer Ansteckung für die übrigen, die die Schule besuchenden Kinder durch die Geschwister des erkrankten Kindes nicht vorliegt. Da aber derartige Erkrankungen von Geschwister schulpflichtiger Kinder, welche die Schule nicht besuchen, diesen auch nicht zur Kenntniß zu gelangen pflegen, ganz besonders die Nothwendigkeit hervorgehoben, eine Sanitätskommission, welche als Zentralbehörde sämmtliche Schulen der Provinz erhalte, die erforderlichen Mittheilungen der Schuldirektoren gelangen lasse, eine Maßnahme, die leider noch nicht durchgeführt ist, die aber sehr wohl

wieder mit dem Fuß auf den Teppich, und ein Stück Rang sich gepreßten Brust.

In diesem Augenblick trat Joseph ein, er trug in der Hand ein kleines, unscheinbares Kästchen.

„Wenn Sie Ihre Sache nicht besser machen wollen, dann hätten Sie die Hände davon lassen sollen!“

Der Kammerdiener stellte das Kästchen auf den Schreibtisch und zuckte die Achseln.

„Sie wollten die Papiere haben,“ erwiderte er, „gutwillig hätte er sie nicht herausgegeben. Daß er im Parl begegnete, war fatal, aber es ließ sich nicht ändern.“

„Ich glaube, das ist das Richtige! Wir werden ja sehen, was die albernem Papiere enthalten, die er so großen Werth legt. Gebe ich sie ihm zurück, bleibt der Diebstahl auf Ihnen ruhen.“

„Das darf nicht geschehen,“ sagte Joseph, „wenn die Dokumente werthlos sind, könnte man das Geld in den Parl werfen, er muß dann glauben, daß der Dieb Werthpapiere in demselben vermuthete.“

Der Gutsbesitzer erwiderte darauf nichts.

„Sie haben auch eine Flasche Branntwein mitgenommen?“ fragte er nach einer Pause.

„Ich that es, um den Verdacht von mir abgulen.“

„Wo fanden Sie die Flasche?“

„Reben den Papieren in der Kiste.“

„Und die Riste?“

„Stand unter meinem Bett.“

„Bringen Sie mir die Flasche und halten Sie mich Mund.“ Der alte Schwachkopf wird morgen das ganze in Aufruhr bringen. Leugnen Sie, werden Sie mich

son dürfte, die Gefahr der Uebertragung von epidemischen Krankheiten in die Schulen bedeutend zu vermindern und daher von allgemeinstem Interesse ist. Es ist aus Vorstehendem allen schon ersichtlich, daß die hygienische Beaufsichtigung der Schulen Berlins einer besonderen Ordnung bedarf. Auch dem Wünsche des Vereins, daß die Lehrer in den Schulen mit den wesentlichen Erscheinungen der ansteckenden Kinderkrankheiten bekannt zu machen seien, wird gewiß Jeder unbedingt zustimmen, und erscheint es fast wunderbar, daß dies bis jetzt noch nicht stattgefunden hat. Es sollte durchaus nichts unterlassen werden, was zur Wohlthat der Kinder und zur Behebung der Eltern irgendwie geeignet erscheint.

Des Weiteren sprach sich der Verein dahin aus, daß Stellen zu schaffen seien, wo den unbedeutenden Bürgern und deren Familien unentgeltliche ärztliche Hilfe gewährt werde, wozu die Armenräthe nur gegen Vorzeigung eines Armenattestes verpflichtet, ein solches zu beschaffen, aber die Meisten nicht in der Lage oder nicht gewillt wären, ein Wunsch, der sich vollständig deckt mit der Forderung der Errichtung städtischer Sanitätsämter.

Die Umgestaltung der Gerichtskosten-Einzahlung und die Uebernahme der Kassen-Geschäfte durch die Gerichtsbehörden hat auch in den Grundzügen, nach denen bisher die Kassen-Einzahlung durch die staatliche Finanzverwaltung betrieben wurde, Aenderungen zur Folge gehabt. Analog den Bestimmungen der Biopropaganda über die Erlangung des Armenrechts, hat die frühere Kassenverwaltung solchen Personen Stundungen und Theilzahlungen bewilligt, welche sich über ihre Bedürftigkeit hierzu durch ein behördliches Attest ausweisen. Die neue Kassenverwaltung respektirt solche Atteste nicht mehr, sondern verlangt, ohne Rücksicht auf dieselben, wegen erforderlicher Kosten die Zwangsvollstreckung selbst dann, wenn dem Kostenschuldner bereits früher von der staatlichen Finanzverwaltung Theilzahlungen bewilligt waren. Vom rein bürokratischen Standpunkte aus hat dies Verfahren ja seine Vorteile; die Kostenlisten werden schneller erledigt und die alten Restantenlisten werden sehr unbedeutend werden. Den betroffenen Kostenschuldnern dürfte die neue Einrichtung weniger angenehm sein, und ob nicht auch der fiskalische Gewinn dabei zu Schaden kommt, verdient mindestens näher erörtert zu werden. Die Finanzverwaltung hat nicht unbedeutende Summen von Kostenschuldnern erhoben, bei denen die Zwangsvollstreckung fruchtlos war, die aber Theilzahlungen erhielten, um der Ablegung des Offenbarungseides zu entgehen.

In der Geschichte der königlichen Charitee schließt sich ein bemerkenswerther hundertjähriger Zeitabschnitt. Die Charitee entstand 1710 als ein „Bethaus“, in welchem Jahre die Stadt von der furchterlichen Seuche heimgesucht wurde. Die Charitee mit ihrer Umgebung gehörte im 18. Jahrhundert noch zu den sandigen Anhöhen der sogenannten „Waldberge“, welche die alte Stadt im Norden umschlossen und hier, zur Zeit der Berliner Weinkultur, den „hohen“ (kurfürstlichen) Weinberg bildeten, der dann vom Großen Kurfürsten an einen gewissen Bernardie überging. Nach dem Erlöschen jener Krankheit, bevor noch dieselbe bis nach Berlin vorgeedrungen war, sollte das Gebäude zu einem Hospital und Arbeitshaus umgewandelt werden. Inzwischen aber war Friedrich I. gestorben und auf Anregung des Armenwundarztes Habermaas, das Haus zu einer Lehrscheule für praktische Aerzte und Wundärzte einzurichten, bestimmte Friedrich Wilhelm I. unterm 18. November 1724 die Herstellung eines allgemeinen städtischen Krankenhauses unter dem Namen „Charitee“. Bald belief sich die Anzahl der Kranken, Wundärzten und Schwestern, welche hier unentgeltliche Aufnahme und Behandlung fanden, auf jährlich 2000; den zurückgebliebenen Hospitalisten aber wurde eine freie Verlegung bis an ihr Lebensende zu Theil. Die Anstalt erhielt eine eigene Brauerei und Schlächterei nebst Viehhallen, Gärten und Plantagen, welche den Bedarf auch für die gesamten königlichen Armenanstalten bestritten. Mit Zunahme der Bevölkerung mußte auch auf die Vergrößerung der Charitee Bedacht genommen werden. So ließ denn Friedrich II. im Sommer 1785 den Erweiterungsbau auf seine Kosten durch den Ober Bau-Inspector Unger beginnen und zugleich jenen Gebäudetheil errichten, welcher als Irrenstation noch heute die Benennung „Neue“ Charitee führt. Sie war dazu bestimmt, daß ältere Irrenhaus in eine freiere, ländliche Gegend zu verlegen. Dasselbe befand sich in der Krausenstraße (zwischen Grolmann und Friedrichstraße) und hatte seine traurige Bestimmung erhalten, als der wahnwütig gewordene Besitzer desselben 1720 ohne Erben verstorben war. Nicolai schildert uns auch die innere Einrichtung jenes Hauses, in welchem die Irren Kasernen in Verschlägen von starken Bohlen

eingesperrt und angegeschlossen wurden. Die Anzahl der Irren belief sich damals auf durchschnittlich 150 im Jahre.

Ein seltener Erkrankungsfall hat sich in der Familie eines hiesigen Eisenbahnbeamten ereignet. Als der gegenwärtig neun Jahre alte Sohn dieses Beamten vor drei Jahren zuerst in eine hiesige Privatschule geschickt wurde, konnte der sonst fleißige Knabe sich mit dem Rechnen nicht befreunden, und als er hierin gleich im ersten Jahre den anderen Schülern gegenüber zurückgeblieben war, ließ der Vater dem Jungen Nachhilfs-Unterricht ertheilen, da es jenem persönlich auch nicht gelingen wollte, dem Knaben den Umgang mit Zahlen geläufig zu machen. Bald nach jenem fortgesetzten Unterricht stellten sich bedenkliche Symptome bei dem Knaben ein; derselbe richtete sich des Nachts schlafend im Bett auf und begann von seinen Zahlen und Exempeln zu sprechen. Einige Zeit später zeigte sich bei dem Kinde eine besondere Form der Epilepsie, die sogenannte stille oder Gehirnkrampf, der nach jeder geistigen Anstrengung mit großer Vehemenz ausbrach, so daß der Knabe von der Schule entfernt werden mußte. Mit diesen Krampfanfällen zeigte sich zugleich ein rapides Schwindeln der Geisteskräfte bei dem Knaben, so daß dieser gegenwärtig, nach zwei Jahren, als völlig blödsinnig zu betrachten ist. Aus mancherlei Gründen hat der Vater den armen Jungen dieser Tage in eine für solche Kranke besonders eingerichtete Anstalt gebracht.

R. Verunglückt. Am Mittwoch Nachmittag gegen 2 Uhr stürzte der Arbeiter Duth, Friedrich-Wilhelmstraße wohnhaft, von der zweiten Etage eines Neubaus, nahe dem Zoologischen Garten, auf die Erde herunter. Er war damit beauftragt, den Maurern das nötige Wasser zuzutragen, trat auf einen zerbrochenen Mauerstein, stolperte und kam so zu Fall. Der Mann hätte das Genick brechen können, denn mit dem Kopfe botan, stürzte er mit voller Wucht aus dieser bedeutenden Höhe zwischen unten herumliegende Mauersteine. Er erlitt ziemlich schwere Verletzungen am Kopf, am linken Auge und dem linken Arm, so daß seine sofortige Ueberführung in die Charitee erfolgen mußte.

Die mysteriöse Herkunft einer hiesigen Schneiderin im Alter von circa 20 Jahren hat der französische Botschaft hier selbst Veranlassung zu den eingehendsten Recherchen gegeben und auch der Staatsanwaltschaft ist bereits der Thatbestand unterbreitet worden. Vor kurzem kam ein junges, hübsches Mädchen nach Berlin, die hier Arbeit suchen wollte aber nur schlecht deutsch sprechen konnte. Da auch ihre Papiere nicht in Ordnung waren, hatte sie viel Unannehmlichkeiten auszustehen. Sie erzählte, daß sie ihre Eltern nicht gekannt habe, sie sei, wie man ihr gesagt, mit ihrem 3. Lebensjahre in das Kloster zu Reims (Frankreich) gegeben worden und dort sei sie, wie sie selbst wisse, bis zu ihrem 15. Lebensjahre zur Erziehung verblieben. Nach ihrer Konfirmation sollte sie das Kloster verlassen und in einen Dienst treten; zu diesem Zwecke wurde vom Kloster aus dem Mädchen auch eine Herrschaft besorgt. Raum aber daß sie ihren Dienst angetreten hatte, ging die Herrschaft auf Reisen und nahm das Mädchen mit. Nach einigen kürzeren Touren fuhr alsdann die Gesellschaft ohne Unterbrechung Tag und Nacht hindurch, bis man Frankfurt a. O. erreichte; hier nun verschwand spurlos und plötzlich die Herrschaft des Mädchens, so daß letzteres, ohne Geld und Nahrungsmittel wie es war, dem Glend preisgegeben war. Nach unsäglichen Leiden hat das Mädchen es nun jetzt soweit gebracht, daß sie sich mit Mähen kümmerlich hier in Berlin ernähren kann. Die französische Gesandtschaft hat sich des Mädchens stets angenommen und neuerdings ermittelt, daß die Papiere des Mädchens gefälscht sind, daß sie in Wahrheit auf den Namen ihrer Mutter v. B. gekauft sei, und daß ihr ein Vermögen von 600 000 R. zustehe. Der Name des Vaters ist noch nicht genau festgestellt worden, doch dürfte derselbe nach den bisher vorgenommenen mühevollen Recherchen eine Person der höchsten Aristokratie in Frankreich sein. Die amtlichen Erhebungen gehen ihrem Abschluß entgegen und dürfte ein Sensationsprozeß daher zu erwarten stehen. Das Mädchen behauptet, ihre damalige Herrschaft sei, wie es ihr jetzt erschiene, ein verkleideter König und eine verkleidete Königin gewesen.

So groß auch die Erregung über den Raubmord in Moabit ist, es darf das Urtheil darüber nicht verwirren, daß im Allgemeinen die Sicherheit der Person in Berlin eine weit größere ist, als in jeder anderen Großstadt. Schon der Hinweis, daß in Moabit seit zwanzig Jahren kein Raubmord vorgekommen, zeigt, daß die Sicherheit in der That eine im Allgemeinen befriedigende ist. Der vorliegende Fall in der Gneisenaustraße, wo eine dienende Frau von ihrem in Abwesenheit ihrer Herrschaft in die Wohnung gelassenen Geliebten ermordet wurde, kommt bei der Frage der allgemeinen Sicherheit nicht in Betracht. Jene Person hat sich in die Gefahr begeben, in der sie umkam. Dasselbe galt von den Opfern Dickhoffs und seiner Komplizen. Jene alten Frauen hatten die Mörder direkt zu sich herangezogen. Am Uebrigen aber beweist auch der traurige Vorfall draußen in Moabit, wie außerordentlich nachlässig auch die einfachsten Vorsichtsmaßregeln von Frauen im Allgemeinen beobachtet werden. So schwer es uns auch fällt, unter dem freischen Eindruck des entsetzlichen Ereignisses auf das Unter-

lassen jener Vorsichtsmaßregeln hinzuweisen, so muß es eben jetzt gesehen, wenn die Wahnungen nicht ganz wirkungslos sein sollen. Hätte Frau Boepfle die Wohnung fest verschlossen, als sie auf wenige Minuten dieselbe verließ, hätte sie andererseits, falls sie in der Wohnung gewesen, als der Mörder kam, die Rette vorgelegt, er hätte nimmer die Wohnung betreten können. In Tausenden von Häusern ist gestern der Bericht über den Mord erst den weiblichen Angehörigen der Familie, dann dem Dienstpersonal vorgelesen und dann eingeschärft worden, diese Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen zu lassen — sichtlich in Tausenden von Fällen ohne irgend welchen Erfolg. — In dem heute vorliegenden Falle ist von der Kriminalpolizei mit der erfreulichsten Promptheit gearbeitet worden. Daß jetzt schon auf Grund der Recherchen eine anscheinend sehr genaue Personalbeschreibung des Mörders vorliegt, berechtigt sie zu der ausgesprochenen Hoffnung, daß es bald gelingen wird, den Thäter zu ermitteln. Vielleicht würde eine sofort ausgesetzte Belohnung dabei von wesentlicher Hilfe sein. In den Kreisen der professionellen Bettler und Gelegenheitsdiebe wird man ihn sicherlich kennen. Außer den Trödlern sind, der „Nat.-Zeitung“ zufolge, auch die Barbier besonders auf ihn aufmerksam gemacht worden. Es ist nicht unbedenklich, daß er eine Verletzung im Kampfe mit der starken Frau davon getragen, höchst wahrscheinlich, daß er seinen Anzug gewechselt hat. Sein Vorgesang ist zudem kein sehr großer, der in seinem Bestreben Betrug immerhin groß genug, um bei größeren Ausgaben die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Hoffen wir, daß die außerordentliche Rührigkeit der Polizei auch von Erfolg gekrönt sein möge.

Anwaltliches. Am Sonnabend hat eine sehr stürmische Sitzung des Berliner Anwalts-Vereins stattgefunden, dessen Vorsitzender Herr Geheimrat Justizrat Lave ist. Es stand die Frage der Neuwahl des Vorstandes auf der Tagesordnung, und erbat sich, nachdem der Vorsitzende die Disziplin eröffnet hatte, Herr Rechtsanwalt Plankow das Wort, der, wie unseren Lesern erinnerlich sein wird, kürzlich in einer Disziplinarsache verurtheilt worden war. Herr Plankow erklärte, dem „V. S.“ zufolge, daß er folgendes zur Beurtheilung der Thätigkeit des bisherigen Vorsitzenden des Vereins, der zugleich Präsident des Ehrenraths der Rechtsanwältinnen ist, mitzutheilen habe: In der gegen ihn eröffneten Disziplin-Untersuchung sei auf Acquisition des Herrn Geheimrat Justizrat Lave eine Haussuchung bei ihm angeordnet worden, weil das Anlagematerial nicht ausreichend erschienen sei und durch dieses Mittel eine Verstärkung desselben erhofft wurde. Nun habe aber keinerlei Sitzung des Ehrenrathes stattgefunden, in welcher diese Haussuchung, wie das in solchen Fällen vorgeschrieben, beschloffen worden wäre. Hierüber besitze er formelle Erklärungen mehrerer Mitglieder des Ehrenrathes. Herr Geheimrat Justizrat Lave habe mithin aus eigener Machtvollkommenheit jene Haussuchung veranlaßt. Er überlasse die Beurtheilung dieses Vorgehens der Versammlung. Der Vorsitzende schweig zu nächst und ertheilte das Wort dem Rechtsanwalt Quenstaedt, welcher im Anschluß an die Mittheilung des Herrn Rechtsanwalts Plankow berichtete, daß gegen ihn Herr Geheimrat Justizrat Lave in ganz ähnlicher Weise vorgegangen sei. Auf die Denunziation eines Kellners hin habe auf Acquisition des Herrn Lave die gerichtliche Vernehmung von Zeugen über den Denunziation gestellten Vorfall stattgefunden, ohne daß er, gegen den die Denunziation sich gerichtet, auch nur mit einem Worte Kenntniß von derselben erhalten habe, und ohne daß er, wie dies Rechts, zunächst aufgefordert worden wäre, sich über den Inhalt der Denunziation zu äußern. Diese Erklärung gab Herr Quenstaedt in großer Erregung ab. Sie gipfelte in einem Ausdruck, der so unerhört an dieser Stelle war, daß er allgemeinen Unwillen erregte, der sich jedoch als bald legte, worauf die sachliche Disziplin fortgesetzt wurde. Nunmehr ergriff auch der Vorsitzende, Geheimrat Justizrat Lave, das Wort und erklärte, daß sich die angeführten Beschwerden auf schwebende Fälle bezögen, und er daher nicht in der Lage sei, sich über dieselben zu äußern. Diese Erklärung erregte unter den Anwesenden peinliche Verwunderung, welche dadurch nicht gemindert wurde, daß nunmehr Herr Justizrat Heilborn das Wort ergriff, um die Verdienste des bisherigen Vorsitzenden des Anwalts-Vereins zu preisen. Ein Zwischenruf des Rechtsanwalts Quenstaedt: „Waren Sie, der Sie auch Vorstandsmitglied sind, etwa zu einer Sitzung berufen, die über die beregten Fälle entscheiden sollte?“ wurde von dem Redner ignoriert. Es ist begreiflich, daß diese Vorgänge in den Kreisen unserer Rechtsanwältinnen allgemeines Aufsehen erregen.

R. Unglücksfall. Mittwoch Mittag stürzte auf dem Neubau des Bregel'schen Grundstücks in der Großen Hamburgerstraße vis-a-vis der Krausnickstraße ein daselbst beschäftigter Maler so unglücklich vom Gerüst, daß er sich schwer am Halse verletzte. Eine fließende Wunde, aus der das Blut in Strömen hervorquoll, läßt die schlimmsten Folgen befürchten. Der Verletzte wurde durch einen Schuhmann per Droschke nach dem gegenüber befindlichen katholischen Krankenhaus befördert.

mit dem man am besten dem Verdacht entgegen, mit der Frau Generalin werde ich selbst reden.“

„Und was soll mit den Papieren geschehen?“ fragte der Kammerdiener, der sich jetzt zu einem vertraulichen Tone herabließ glaubte.

Rabe fühlte das Unangenehme und Peinliche der schiefen Stellung, in die er selbst sich seinem Dienster gegenüber gebracht hatte.

„Darüber habe ich wohl allein zu bestimmen!“ erwiderte er barsch. „Dolen Sie die Flasche!“

Joseph entfernte sich, und als er zurückkehrte, wanderte der Gutsbesitzer raslos auf und nieder.

„Stellen Sie die Flasche auf den Tisch,“ befahl Rabe, „das Weitere wird sich morgen finden. Und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe, treten Sie allen Anklagen und Vermuthungen mit der größten Entschiedenheit entgegen!“

Eine Handbewegung verabschiedete den Diener, der Gutsbesitzer schloß hinter ihm die Thür zu und nahm das Rädchen auf, um es eine geraume Weile forschend zu betrachten.

Es war verschlossen und nur auf gewaltsamem Wege zu öffnen, da keiner von allen Schlüsseln, die Rabe verpackte, in das Schloß paßte. Mit einer starken Messer Klinge sprengte er endlich das Schloß, dann schüttelte er den Inhalt des Rädchens auf den Schreibtisch.

Es waren verschiedene Papiere, alte vergilbte Papiere und Rechnungen, Zeugnisse und Wanderpässe, Auszüge aus Büchern über die Gärtnerei und hauswirthschaftliche Rezepte, ein höchst uninteressantes Sammelverium, welches dem Gutsbesitzer nur ein verächtliches Lächeln entlocken konnte.

Oblich fand er die Dokumente, die er suchte, er entfaltete sie und vertiefte sich in das Studium derselben, und die Schatten auf seiner gefurchten Stirne wurden immer finsterner.

Er las langsam Wort für Wort und Zeile für Zeile, und nachdem er die Letztere beendet hatte, erhob er sich, um abermals das Zimmer mit großen Schritten zu durch-

Die Papiere mußten doch wohl nicht so werthlos sein, wie er vermuthet hatte, denn neben verbissenem Groll spiegelte sich eine ernste Besorgniß in seinem fahlen Gesicht.

Vor dem Schreibtisch blieb er stehen, zögernd nahm er die Papiere auf, er hielt sie über die Lampe und warf sie, als sie brannten, in den Ramin.

Ein boshafter Hohn leuchtete aus seinen Augen, während er auf die hell auslobernde Flamme blickte; erst als der letzte Funken erloschen war, trat er zurück.

Die übrigen Papiere legte er wieder in das Rädchen, welches er sammt der halbgeleerten Flasche in seinen Schreibtisch einschloß.

Dann holte er einen mit Bleistift geschriebenen Brief aus der Tasche, dessen Entzifferung ihm schwer zu fallen schien.

Er schüttelte mehrmals den Kopf, der Inhalt mußte ihm wohl nicht ganz gefallen, aber im Großen und Ganzen schien er ihn doch zu befriedigen, denn seine vorhin noch so finstere Miene wurde wieder heiterer, die Stirne glättete sich allmählig, wenn auch einige bedenkliche Falten zurückblieben.

Auch diesen Brief verbrannte er, dann legte er einige Packetchen Banknoten, die er ebenfalls aus der Tasche zog, in eine Schublade des Schreibtisches; und nachdem alle diese Geschäfte abgemacht waren, zog er sich in sein Schlafgemach zurück.

Der zweite Besuch. Die Rabe es richtig vorausgesehen hatte, brachte der alte Gärtner am nächsten Tage sämtliche Bewohner des Schlosses in Aufregung.

In der Befindestube wurde der Einbruch zuerst verhandelt, dann brachte Franziska ihn in das Boudoir der Generalin, und die Letztere fühlte sich durch diese Mittheilung benommen, mit ihrem Bruder darüber zu reden.

Georg war so unklug gewesen, einige verhängliche Neuzerungen fallen zu lassen und den Verdacht, den er hegte, ohne Rückhalt auszusprechen, und Franziska ergriff im Boudoir der Damen die Partei des Kammer-

dieners und nannte den Gärtner einen verschrobenen Kopf, der mit Niemand Frieden halten könne und schon längst auf eine Gelegenheit gewartet habe, um Joseph bei der Herrschaft zu verdrängen.

Rabe äußerte sich in demselben Sinne über den alten Mann, er wollte der Polizei Anzeige machen, und damit war für die Damen die Sache abgethan.

Die Generalin wenigstens sprach nicht weiter darüber; wenn die Behörde den Vorfall untersuchte, so war damit ja Alles gethan, was überhaupt geschehen konnte, und daß Joseph den Raub begangen haben sollte, glaubte sie auch nicht.

Arabella schien gerade über diesen Punkt anders zu denken, sie band nach dem Frühstück den dreiträndigen Strohhut auf die blonden Locken und stieg von der Terrasse hinunter in den Garten.

Es war ein wunderbar schöner Frühlingmorgen, die Blütenbeete hatten ihre duftende Pracht in entzückender Schönheit entfaltet, die emsigen Bienen flogen summend von Blume zu Blume, der Blüthenhörnchen der Bäume, in deren Zweigen die Vögel lustig zwitscherten, bedeckte die Wege, und ein azurblauer Himmel, den kein Wölkchen trübte, wölbte sich über der lachenden Landschaft, die der Lenz über Nacht mit seinem schönsten Festgewande geschmückt hatte.

Aber der alte gebeugte Mann mit dem silbergrauen Kopf, der von Beet zu Beet wanderte, um mit sorgfamer Hand seine Lieblinge zu pflegen, zeigte heute eine finstere, mürrische Miene, er schien seine Heiterkeit und seinen Seelenfrieden ganz verloren zu haben.

Arabella blieb neben ihm stehen, absichtslos, wie es schien, aber der alte Georg mußte das besser, er kannte ja die Herzengstliche des schönen Mädchens, das unter seinen Augen aufgewachsen war.

Er brach von einer Heliothropaude eine jener kleinen, unscheinbaren und doch so lieblich duftenden Blüten ab, und ein gezwungenes Lächeln umzuckte flüchtig seine Lippen, als er sie ihr überreichte.

„Es ist Ihre Lieblingsblume,“ sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Prima englische Strickwolle, à Pfd. zugewogen 2,70, 3,00, 3,20, 4,00 Mark. O Prima Bephr- und Castor-Wolle, à Pfd. zugewogen 4,00 Mark.

Die Strickgarn- und Strumpfwaaren-Fabrik

von Theodore Fricke,

nur
174 Oranienstraße 174

Berlin SO.,

nur
174 Oranienstraße 174

empfiehlt zu festen Preisen:



Wollene Herren-Westen.
Preis für 1 Stück 3,50, 4,00, 4,50, 5,50, 6,00,
extra feine Qualität bis 10,00, 12,00 M.



Gesundheits-Hemden.
In Sommer-Bigogne à 75 Pf., 1,00, 1,25, 1,50, 1,75 M.
Schweiß-Hemden à 1,75, 2,00, 2,25, 2,50, 2,75.
dito extra schwer à 2,50, 2,75, 3,00, 3,25, 3,50.



Herren-Unterbeinkleider.
Baumwollene à 60, 80 Pf., 1,00, 1,25, 1,50, 1,75.
Schweiß-Hosen à 1,75, 2,00, 2,25, 2,50, 3,00.
dito extra schwer à 2,25, 2,75, 3,25, 3,75.



Wollene Tailen-Tücher.
Farben: schwarz, weiß, bordeaux, grenat, marine etc.
à Stück 3,00, 3,50, 4,00, 5,50, 6,50, 7,50 M.



Damen- und Kinder-Capotten.
Für Kinder à Stück 25, 50, 75, 1,00, 1,25, 1,50.
„ Damen „ 1,50, 1,75, 2,00, 2,25, 2,50, 3,00.



Tricot-Tailen
in allen Farben, mit Häcker-Schoof,
à Stück 3,50, 4,00, 4,50, 5,00, 6,00,
do. mit eingewirtem Futter 6,50, 7,00, 8,00, 8,50.



Wollene gehäkelte Kinder-Kleidchen.
à Stück 2,50, 3,50, 4,00, 4,50, 5,00, 5,50, 6,00.



Kinder-Tricots.
Baumwollene à Stück 80, 90, 1,00, 1,10, 1,20 sc.
Bigogne „ „ 80, 90, 1,00, 1,10, 1,20 sc.
Wollene „ „ 1,50, 1,75, 2,00, 2,25, 2,50 sc.



Damen- und Kinder-Westen.
Für Kinder à Stück 1,00, 1,25, 1,50, 1,75.
„ Damen „ 1,25, 1,50, 2,00, 2,50, 3,00, 3,50 sc.

Gefertigte Socken u. Strümpfe, à Paar 50, 60, 75, 80, 1,00, 1,25 M. O. Besondere Gefertigte Damensocken, à Paar 50, 60, 1,00, 1,25, 1,50 M.

Die ge...
 Einem...
 wie da...
 zu befr...
 Cure 2...
 eine an...
 noch viel...
 Der An...
 gelegenheit...
 Sie rei...
 Jawohl...
 Die of...
 „Roch n...
 Dann...
 „Reine...
 „Wo, si...
 „Zwisch...
 „Die ja...
 „Von 3...
 „Haha...
 „weiter? Gei...
 „Auf di...
 „Die ge...
 nicht!

Politische Uebersicht.

Die gestrigen Wahlen zum Landtage sind in Berlin vollständig zu Gunsten der Deutschpreussigen ausgefallen. Den auswärtigen liegen die Resultate nur spärlich vor; wir werden morgen über den Ausfall der Wahlen eingehender berichten.

Gegen die „Volks-Zeitung“ ist eine Anklage wegen Beledigung des Kaisers von Rußland eingeleitet. Die Uebersicht der Anklage bildet der von dem genannten Blatte getraute Ausdruck „zarischer Despotismus“. Die Volks-Zeitung stützt sich auf dem Buch eines Nationalliberalen verlebener Stellen, welche weit schärfere Ausdrücke enthalten und nirgends Anstoß erregt haben. Uebrigens hat das angeklagte Blatt gewiß nicht Unrecht, wenn es sich darüber wundert, daß die Erhebung einer solchen Anklage zu einer Zeit geschieht, wo in Rußland die Unterdrückung des Deutschthums und namentlich der deutschen Sprache in eifrigster Weise betrieben wird.

Das Salz im deutschen Zollgebiete. Unter dieser Uebersicht bringt das Septemberheft des laufenden Jahrgangs der Statistik des Deutschen Reiches eine Reihe von Uebersichten über die Produktion und Konsumtion, Besteuerung und steuerliche Abwälzung, sowie Einfuhr und Ausfuhr von Salz im Etatsjahre 1884/85. Diefen Uebersichten sind mehrere Tabellen angegeschlossen, welche die Hauptergebnisse der ersten zehn Jahre für die Vorjahre 1875 bis 1883/84 vergleichen. Es geht daraus hervor, daß im Etatsjahre 1884/85 innerhalb des deutschen Zollgebietes im Ganzen 86 Salzproduktionsstätten vorhanden waren, wogegen in den 9 Vorjahren diese Zahl 77 und 81 geschwankt hatte. Unter diesen 86 waren 11 Salinen, in denen das Salz bergmännisch gewonnen wurde, 4 Salinen (Siedesalzwerte) und 11 Fabriken mit Nebengewinnung von Salz. Unter den Bergwerken befanden sich 7 Salinen, unter den Salinen 21 in Staatsbesitz, die übrigen Werke im Privatbesitz. Die gesammte Salzproduktion belief sich im Jahre 1884/85, abgesehen von den Salzhäufungen, der Salze und der Mutterlauge, auf 804 337 Tonnen, darunter 30 210 Tonnen Krythallsalz, 272 305 Tonnen anhydritsches Salz und 471 822 Tonnen Siedesalz. Dagegen berechnet sich für den Durchschnitt der 10 Jahre 1875 bis 1884/85 die Produktion an Krythallsalz auf 45 609 To., an anhydritisches Salz auf 195 160 To. und an Siedesalz auf 603 567 To. Von dem produzierten Krythallsalz entfallen 21 pCt. auf den Direktbezirk der Provinz Sachsen, von dem anhydritischen Salz 35,7 pCt. auf Württemberg, 27,1 pCt. auf die Provinz Sachsen, 13,0 pCt. auf die Provinz Posen, 11,6 pCt. auf Thüringen und 11,4 pCt. auf Anhalt, und von dem Siedesalze 24,8 pCt. auf die Provinz Sachsen, 17,4 pCt. auf die Provinz Hannover, 10,1 pCt. auf Bayern, 9,8 pCt. auf Elsaß-Lothringen, 7,9 pCt. auf Thüringen, 6,5 pCt. auf Baden, 6,2 pCt. auf Württemberg und 5,8 pCt. auf die Provinz Westfalen. In den freien Bezirken des deutschen Zollgebietes sind im Laufe des Jahres 1884/85 im Ganzen 651 783 To. inländisches Salz (gegen 632 193 To. im Vorjahre und 478 670 To. im Jahre 1875) getreten, und hiervon sind zu Speisewecken verwendet worden 327 995 To. und zu anderen als Speisewecken steuerfrei verabfolgt 323 788 To. Die gesammte Einfuhr von Salz aus dem deutschen Zollgebiet betrug im Jahre 1884/85 122 249 To. und stellte sich erheblich niedriger als in den 3 Vorjahren (1883/84 144 198 To., 1882/83 146 608 To. und 1881/82 To. 144 751 To.), weil dieselbe von Rußland stark zurückgegangen ist (1884/85 23 229 To., 1883/84 43 802 To., im Jahre 1883/84, 59 982 To., 1882/83 und 1881/82). Auch die Einfuhr von Salz in das Zollgebiet hat etwas nachgelassen (1884/85 32 478 To., gegen 1883/84, 35 802 To., 1882/83 und 36 074 To., 1881/82), namentlich diejenige aus Großbritannien und Frankreich. Die landwirtschaftlichen und technischen Zwecken sind im Jahre 1884/85 14 949 To. und 1882/83 290 256 To., darunter 12 904 To. zur Viehfütterung, 3094 To. zur Düngung,

192 148 To. zur Verwendung in Soda- und Glaubersalzfabriken, 17 562 To. in chemischen und Farbefabriken, 9820 To. in der Lederindustrie, 6578 To. in Seifen- und Kerzenfabriken und 5732 To. in der Metallwaaren-Industrie. Der Verbrauch an Speisesalz betrug 1884/85 354 896 To. oder 7,8 Kgr. auf den Kopf im Durchschnitt der 10 Jahre 1875 bis 1884/85; der Verbrauch an anderem Salz 339 026 To. oder 7,4 Kgr. auf den Kopf 256 961 To. oder 5,6 Kgr. auf den Kopf im Durchschnitt der genannten 10 Jahre; der Gesammtverbrauch an Salz daher 693 922 To. oder 15,2 Kgr. auf den Kopf gegen 698 757 To. oder 13,1 Kgr. auf den Kopf im zehnjährigen Durchschnitt.

Frankreich.

Die Kinderarbeit unterliegt in Frankreich, gemäß dem Gesetze vom 19. Mai 1864, der doppelten Aufsicht lokaler Kommissionen und einer Art von Fabrikinspektoren, welche durch das Medium einer Departementalkommission ihre Berichte der Polizeipräfektur eines jeden Departements unterbreiten, von wo dieselben an die Regierung gehen. Die Departementalkommission des Seine-Departements hat diese Tage ihren Bericht über die Verwendung der Kinder und minderjähriger Mädchen in industriellen Etablissements für 1884 fertiggestellt. Die Kommission konstatiert zunächst die Bereitwilligkeit (?) der Fabrikbesitzer, sich den Anordnungen des Gesetzes zu fügen; mit seltenen Ausnahmen sind die Arbeitsräume, wo Kinder beschäftigt wurden, genügend dem Licht und der Luft zugänglich. Sie behauptet sogar, daß in vielen Fällen die Wohnung des Arbeitgebers im Punkte der Hygiene sich in schlechteren Verhältnissen befand, als die Arbeitsräume. (Da müssen ja die französischen Fabrikanten in ganz ordinären Mietkasernen wohnen!) Die Inspektion, welche Paris und seine Umgebung umfaßt, erstreckte sich über ca. 30 000 Etablissements. In diesen fanden sich 24 235 Kinder beschäftigt, von welchem 184 im Alter von 10 bis 12 Jahren (!) standen (nach französischem Gesetz dürfen Kinder von 10 bis 12 Jahren nur bedingungsweise und nur 6 Stunden im Tag in der Industrie verwendet werden); 16 191 waren 12—15 Jahre alt und 7860 hatten ein Alter von 15—16 Jahren. Von den 24 235 Kindern waren 16 415 mit einem Zeugniß über volle Schulbildung versehen, 968 besuchten eine Halbtagschule, die übrigen hatten nur ein Zeugniß über genossenen Unterricht. Die Kommission erklärt, daß unter den Industriellen des Seine-Departements das Bestreben hervortrete, den beschäftigten Kindern den Schulbesuch zu erleichtern. Die sehr geringe Zahl der Fälle, in denen ein Kucherausschreiben der Vorschriften des Gesetzes konstatiert wurde, beweist, daß dieselben durchweg beachtet werden (oder, was wahrscheinlicher ist, daß die Herren Fabrikinspektoren ihre Schuldigkeit nicht thun); im Ganzen wurden 54 solcher Fälle konstatiert. Die Höhe der Geldstrafen belief sich insgesammt auf 2707 Franken. Die Mehrzahl der Fälle, nämlich 30, bildeten solche, in denen wegen Verwendung der Kinder zu den für diese unterlagten Arbeiten oder zu Arbeiten, welche die Kräfte der Kinder übersteigen, eingeschritten werden mußte. Die gegebenen Zahlen beweisen, daß die Kinderarbeit besonders in Paris einen großen Umfang hat. Die französische Fabrikgesetzgebung läßt außerordentlich zu wünschen übrig, auch im Punkte der Kinderarbeit, doch bahnt sich ein Revisionsbedürfnis allmählich seinen Weg und steht der Erlaß einer Arbeiterschutzgesetzgebung in Aussicht. Im Anschluß daran dürfte auch die Kinderarbeit eine neue Regelung finden.

Lokales.

Verschiedene hiesige Zeitungen brachten vor einiger Zeit die Mittheilung, daß die Gewerbe-Deputation des Magistrats bei den vom hiesigen Königl. Polizei-Präsidium veranlasseten Erhebungen über die Sonntagsruhe ein Gutachten gegen die gesetzliche Einführung der Sonntagsruhe abgegeben habe. Wie uns nun von durchaus zuverlässiger Seite mitgetheilt wird, ist dies keineswegs der Fall. Die Gewerbe-Deputation des Magistrats hat an den betreffenden Verhand-

lungen als solche überhaupt nur insofern Theil genommen, als dasselbst ein Mitglied der Deputation zur Information anwesend war. Ein endgültiges Urtheil über die Sonntagsruhe hat die Gewerbe-Deputation als Gesamtkörperschaft noch nicht abgegeben.

Die von der Direction der Pferdeisenbahn-Gesellschaft in Aussicht genommene Schließung der Vorderthüren in den Pferdeisenbahnwagen zur Vermeidung von Zugluft ist jetzt probeweise bei den Wagen der Linie Hällesstraße — Köllnische Fischmarkt, welche neben der Ringbahn die stärkste Frequenz aufweist, zur Anwendung gekommen. Der Versuch erfolgt in der Weise, daß die Thürklinke, welche durch einen Stift befestigt ist, einfach herausgenommen wird, so daß beim vorher erfolgten Verschluß ein Öffnen der Thüren nicht möglich ist.

Es gilt als erwiesen, daß in einem großen Theil des Publikums gegen die Ueberführung von Kranken bezw. erkrankten Personen in Krankenhäuser eine große Abneigung besteht, da sie annehmen, daß sich hier nur ihr Zustand verschlechtern bezw. daß sie, einmal in einem Krankenhause, daselbst nicht mehr lebend verlassen. Besonders bei erkrankten Kindern ist diese ganz unsinnige Furcht der Eltern sehr verbreitet, wie die Thatsache beweist, daß die Mortalität von Kindern in den hiesigen städtischen Krankenhäusern aus dem Grunde eine verhältnismäßig hohe ist, weil die meisten der Kranken Kinder den Krankenhäusern in direkt hoffnungslosem Zustande überwiesen werden. Beispielsweise starben im städtischen Krankenhause Nooit nach erfolgter Aufnahme innerhalb der ersten 3 Tage allein von 32 Diphtheriefällen 16, von 20 Brechdurchfällen 8, von Lungentzündungen 9. Ueberhaupt werden zahlreiche Personen in den Krankenhäusern aufgenommen, welche bereits soweit erkrankt sind, daß gleich in den ersten Tagen der tödtliche Ausgang erfolgt. In der Nachlässigkeit der Ueberführung erkrankter Personen in Krankenhäuser ist also die starke Mortalität zu suchen und nicht in der schlechten Behandlung.

Der Abbruch der Cavalier-Brücke bezw. der Bestandtheile derselben gestaltet sich doch schwieriger, als man anfänglich glaubte. Während die Beseitigung des oberen Brückenbaues nur wenige Tage in Anspruch nahm, geht die Beseitigung der in das Flußbett eingerammten Pfeiler sowie der höchstwahrscheinlich eingemauerten vier eisernen Pfeiler nur sehr langsam vor sich. Man weiß überhaupt nicht, ob es gelingen wird, mittelst einer Spindel die Pfeiler herauszuholen zu können. Ist dies nicht möglich, so müssen um die einzelnen Pfeiler wasserdichte Kästen eingerammt werden, worauf das Wasser aus dem Raum ausgepumpt wird und man dann das Fundament des Pfeilers an der Sohle abstemmt.

Diesmal hat es der Fall gefügt, daß durch den auf Nr. 4825 gefallenen Hauptgewinn der sächsischen Lotterie von 500 000 M. einer großen Anzahl theils in bescheidenen Verhältnissen lebender, theils wahrhaft bedürftiger Dresdener ein großes Glück bereitet worden ist. Lediglich dem Arbeiterstande angehörige Personen sind, wie die „Dresdener Zeitung“ meldet, die glücklichen Gewinner der nach Dresden gefallenen drei Behtel. An je einem derselben partizipiren nämlich eine Anzahl Arbeiter der Karrenmagasinfabrik von Wensel, ferner 16 Gehilfen der Nähmaschinenfabrik von Großmann am See und einige in der Strickmaschinenfabrik von Lause und Timäus beschäftigte Arbeiter. Auch ein pensionirter Bergmann soll Antheil an dem letzten Behtel haben. Wenn auch durch die große Zahl der Gewinner die einzelnen Antheile nicht allzu groß ausfallen werden, so sind sie doch immer noch derart, um von einem in bescheidenen Verhältnissen lebenden Arbeiter als eine legendre Erleichterung seines Looses begrüßt zu werden.

Ueber den muthmaßlichen Raubmörder von der Wandelstraße erzählt man folgendes. Dienstag Nachmittag 3 bis 4 Uhr erschien ein Mensch, welcher Ähnlichkeit mit dem bereits bekannten Signalement hatte, in größter Eile in dem Friseurladen des H. Müller, Unter den Linden. Auf die Anfrage, ob Rasiren oder Haarschneiden gewünscht, erwiderte der Mann:

Ueber den Kanal.

(„Pester Lloyd“.)

Auf der Weltausstellung in Antwerpen hatte die „Comptable internationale des wagons lits“ einen vollständigen Sprechapparat, in dessen brillantem Restaurationslokal frisch darauf los servirt wurde, gerade so, als besäße man sich im Blüthengebiet zwischen Paris und Konstantinopel. Was Wunder daher, wenn mich in diesem Raume, dem einem vortrefflichen Dejeuner, die Reiselust wieder überkam und ich in Folge dessen Antwerpen mit samt der Exposition schon nach eintägiger Besichtigung für abgethan erachtete. Die Quintessenz dessen, was mein eigenes Urtheil gewesen wäre, hatte ich ohnedies schon in heimischen Blättern gelesen; weshalb also noch weitere Spalten damit füllen, wenn sich die Landesausstellung in Budapest bei weitem glänzender präsentirt, als die merkwürdige Bretter- und Lappenstadt der kosmopolitischen Musterstadt in der belgischen Provinz Antwerpen? Und andere Vergleiche lassen sich doch nicht an-

Einem Eingeborenen gegenüber fiel es trotzdem ein, wie das „Spiegelglas an der Wand“, um meine Meinung zu befragen. Ich habe sie ihm nicht vorenthalten:

„Gute Ausstellung da ist die schönste weit und breit, aber eine andere, anspruchlosere, dort unten in Ungarn, noch viel tausend Mal schöner — angelegt nämlich.“

Der Antwerpener war gekränkt, allein er fand alsbald Gelegenheit, sich an mir zu rächen.

„Sie reisen weiter?“ frug er nach einer Weile.

„Jawohl, nach England!“

„Wie oft waren Sie schon drüben?“

„Noch niemals!“

„Dann werden Sie ja die Seekrankheit bekommen!“

„Keine Idee! Ich war schon auf dem Meere.“

„Wo, zum Beispiel?“

„Zwischen Triest und Venedig.“

„Die sanfte Adria? Das zählt nicht!“

„Von Rizza nach Korfu.“

„Saha, das blaue Mittelmeer mit dem ewigen Pracht-Geist auch nicht viel!“

„Auf der Insel Vornholm!“

„Die gefühlvolle, langweilige Ostsee? Die zählt schon nicht! Und wenn Sie selbst auf dem Ozean ge-

wesen! Herr, ich frage Sie: wissen Sie was der Kanal ist?“

Ich blieb wohl die Antwort schuldig, aber ein seltener Auswanderer, der am Nachbartischen tüchtig laute, setzte mir auseinander, wie das stille Meer, der große Ozean, im Verhältnis zu der Bestie von Kanal wirklich eine stille Wasserfläche sei. „Na, Sie werden's ja versuchen!“

„Und hilft da gar nichts?“

„Ne, dagegen ist kein Kraut gewachsen! Indessen mildern kann man wohl die Sache. Essen Sie sich vorher tüchtig voll!“

„Ganz im Gegentheil,“ meint mein Gegenüber, „nehmen Sie nur Kaffee oder Rognon, oder Rum. Und ja nicht rauchen!“

„Auf alle Fälle Rautabal,“ rath wieder der Auswanderer. „Da schneiden Sie sich ein Stück ab.“

„Das Gespräch hatte noch seine lange Fortsetzung. Alle Details jenes schredlichen Uebels, dessen Bekanntheit ich vor jener mit Großbritannien machen sollte, wurden mir geschildert und ich gestehe, daß mich die Beiden ordentlich einschüchterten.“

„Aber es dauert doch im Ganzen bloß zwei Stunden!“

„Zwei Stunden, ganz recht, wenn Sie über Calais fahren. Aber von dem Zeug sind, auf Ehre, zehn Minuten übergenug!“

Als ich dann mit der Dampftram zum Bahnhof fuhr, beneidete ich völlig das fröhliche Volk von Flandern, das auf so unschuldigen Behältern scherzen und lachen darf, ohne wie ich, nach England hinüber zu müssen. Aber muß ich denn nach England? Verlohnt es sich, jene schredlichen Qualen der Ueberfahrt zu erdulden? Und wenn ich dann schon drüben bin, wird mir nicht der Gedanke, daß ich doch wieder zurück muß, und so die Folter aufs neue zu erdulden habe, die Freude an allen Sehenswürdigkeiten vergällen? Muß ich denn jetzt schon nach England fahren? Hat das nicht Zeit, bis die Tunnelbahn unterhalb des Kanals fertig wird?

Es hilft nichts, ich muß! Nicht bloß weil jenes Tunnelbahn-Projekt schon im ersten Stadium der Ausführung wieder fallen gelassen worden, sondern weil sie mich sonst zu Hause ganz gewiß auslachen würden. Die unselbige Postkarte mit meinem diesbezüglichen Entschluß ist durch keine Macht der Erde mehr zurückzuverlangen. Und über-

haupt: würde mich diese — Feigheit nicht doppelt schmer treffen, da ich doch für den gestürzten Weg eine Feilarte erster Klasse in der Tasche trug. Ich schämte mich nun auf einmal, daß mir zwei sechstägige Ausländer gar so bange machen konnten, und eine Flasche Palo Alto, die ich auf dem Bahnhofs noch einsog, brachte mir vollends den Muth zurück. Auf denn, über den Kanal, und wenn er domhohe Wogen wirft! Es ist jetzt fünf Uhr, um Sieben bin ich in Brüssel und um Mitternacht in Calais. Der englische Steamer fährt im direkten Anschlusse. Hoch Old England! An der Seekrankheit sind Wenige noch gestorben!

Um Mitternacht war ich richtig in Calais. Anhaltendes Pfeifen der Lokomotive veranlaßten mich, den Kopf zum Koupefenster hinauszustrecken und da sandte mir, in kurzen Intervallen, der Leuchthurm sein rothendes Licht in starkem Strahle entgegen. Dies steigerte womöglich noch den Ernst der sonst tiefdunklen, von unerleuchteter Seeluft durchströmten Segend, und während der Zug anhält, um sich gleich darauf wieder in Bewegung zu setzen, kamen mir abermals unmännliche Gedanken. Da las ich im Weiterfahren die beleuchtete Aufschrift: „Calais ville.“ Hier hätte ich allerdings noch aussteigen können, wie irgend ein Reisender, der gerade in der Stadt Calais Geschäfte zu besorgen hat. Nun aber geht es schon hinab zur garo maritimo. Mitgefahren, mitgegangen! O, ihr nächsten Stunden! Was werdet ihr mir bringen!

Der Zug steht still, ein uniformirter Träger nimmt meine Reisetasche und schreitet mir schweigend voraus, durch den Gepäckraum des hölzernen Stationsgebäudes. Vier Schritte dann im Freien auf eine Art hölzernen Quai, und ich sehe den Hafensarm vor mir, ein Wasser, so breit wie der Donaulanal in Wien, und unten, auf dem Wege einer hölzernen Treppe zu erreichen, ein Schiff, so groß, wie unser „Hattyu“, der uns Budapest auf die Margarethen-Insel fährt, wenn nicht noch kleiner. Der Träger will in dieses Schiff hinab, ich erfasse ihn aber am Rodarmel.

„Wo wollen Sie da hin?“

„Nun, auf das Schiff nach England!“

„Das ist ein Schiff — nach England?“

„Mals oui, monsieur!“

„Dann wird wohl auf das große Schiff erst überstiegen!“

„Großes Schiff? Das große Schiff fährt zu Mittag.“

„Was? — Diese Rutschale da geht über den Kanal?“

nein, nur Handwaschen. Nachdem sein Wunsch erfüllt, waf er eine Mark auf den Tisch und verschwand eiligst. Gleich darauf erschien ein Schutzmann, welchem der Mann jedenfalls entfallen war, in dem Geschäft des H. Müller, um Erkundigungen einzuziehen und konnte noch das blutige Nachwasser konstatieren. H. Müller wurde bereits auf das Polizeipräsidium entboten, wo man ihm das Verbrechenalbum vorlegte.

Verhafteter Stellenvermittlungs-Schwindler. Der mehrfach bestrafte Kommissionär, frühere Diener August Biermann, welcher in den letzten Jahren ein Stellenvermittlungs-geschäft in der Mohrenstraße, später in der Französischen und Königstraße betrieben hat, ist von der Kriminalpolizei wegen wiederholten Betrugs festgenommen worden. Es wird ihm zur Last gelegt, daß er den einen Dienst oder eine Beschäftigung suchenden Personen nach Einforderung eines Vorstufes Stellen nachgewiesen hat, welche nicht frei waren, oder bezüglich deren er keinen Auftrag erhalten hatte.

Ganz besonderes Pech hatte ein 62 Jahre alter Mann, welcher am Dienstag Nachmittag die Brenzlauerstraße passierte. Der Betreffende trägt einen Stiefel, und als er um die angegebene Zeit den Straßendamm überschreiten wollte, fiel er zur Erde und brach das gesunde Bein. Er wurde nach dem städtischen Krankenhaus im Friedrichshain gebracht.

Polizeibericht. Als am 31. v. M. Vormittags ein acht Jahre alter Knabe auf eine nach dem Hofe des Grundstückes Langestraße Nr. 35 fahrende Droschke zu klettern versuchte, gerieth er mit dem Fuß in das Hinterrad und erlitt dabei einen Bruch des rechten Oberschenkels. Nach Anlegung eines Nothverbandes wurde er nach Bethanien gebracht. — Am 2. d. M. Nachmittags erlitt der in der Gießerei von S. Gehrts u. Co., Wienerstraße Nr. 36a, beschäftigte Maschinenformer Sternitzky dadurch eine erhebliche Verletzung, daß ihm heißer Formsand ins Auge flog. Der Verletzte wurde nach der Augenklinik in der Karlstraße gebracht. — Am 4. d. M. Nachmittags fiel der auf dem Neubau Straußbergerstraße 6 beschäftigte Puger Rabe in Folge eigener Unvorsichtigkeit von der dritten Etage des aufgestellten Stangengerüsts bis auf den untersten Belag des auf dem Nachbargrundstücke Nr. 6a stehenden Gerüsts hinab und erlitt einen Doppelbruch des linken Oberschenkels und einen Bruch dreier Rippen, so daß er mittelst Droschke nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht werden mußte. — Als zu derselben Zeit der Ruischer Bauknecht mit seinem einspännigen Wagen aus der alten Jakobstraße in die Sebastianstraße einbiegen wollte, wurde sein Wagen von einem vorbeikomenden Pferdebahnwagen erfasst, so daß Bauknecht durch den Anprall vom Wagen geschleudert wurde und bewußtlos liegen blieb. Er hat durch den Sturz einen Schädelbruch erlitten.

Gerichts-Zeitung.

Der Redakteur des „Christlich-sozialen Korrespondenzblatt“ F. Achenbrenner stand gestern vor den Schranken der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I, um sich auf eine Anklage wegen Verleumdung des Landrichters Dr. Kronecker zu verantworten. Die Anklage war ursprünglich wegen zweier Artikel erhoben, der Strafantrag wegen des zweiten ist indessen von dem Präsidenten Pardelben zurückgenommen worden, so daß wegen desselben das Verfahren als unzulässig eingestellt werden mußte. Der übrig bleibende inkriminierte Artikel ist in Nr. 31 des genannten Blattes vom 29. Juli cr. enthalten. In demselben wird dem Vorsitzenden des Schöffengerichts in dem Privatklage-Prozess Schmidt wider Stöcker dem Landrichter Dr. Kronecker u. A. vorgeworfen, daß er bei den Gesichtspunkten, aus denen er zu seinem bekannten Urteil gelangt ist, nicht in gleicher Weise bona fide gewesen sein könne, wie z. B. der Richter in dem Prozess Stöcker gegen Bäcker. Ferner ist in dem Artikel behauptet, daß dem Dr. Kr. „absichtlich oder unabsichtlich etwas Menschliches passiert sei“ und schließlich heißt es: „Herr Dr. Kronecker schien persönlich mehr und weitergehend an dem Prozesse interessiert, als es der Stellung und Würde des Richters angemessen erscheint.“ Der Angeklagte erklärt, daß er den Verfasser des Artikels nicht nennen wolle, daß er aber die volle Verantwortlichkeit dafür trage. Die Abicht, den Dr. Kr. zu beleidigen, habe ihm fern gelegen. Staatsanwalt Fißel erachtet es für unbedenklich, daß die in dem inkriminierten Artikel enthaltenen Vorwürfe nach Form und Inhalt schwer beleidigend für den Landrichter Dr. Kr. sind. Auf den Schutz des § 193 des Str.-G.-B. könne sich der Angeklagte nicht stützen, da nach der konstanten Judikatur die Presse kein allgemeines Recht besitzt, vermeintliche Uebelstände zu kritisieren. Wenn aber auch angenommen werden sollte, daß der Angell. die vermeintlichen Interessen des Hofpredigers Stöcker wahrzunehmen habe, so sei aus der Form auf die Absicht zu beleidigen zu schließen. Bei der Strafabmessung

komme die Schwere der Beleidigung und ferner in Betracht, daß die öffentlichen Richterprüfungen gegen beleidigende Angriffe geschützt werden müssen. Er beantrage 300 M. ev. 30 Tage Gefängnis und Publikationsbefugnis für den Beleidigten. — Rechtsanwalt Wolff aus Fürstenwalde als Verteidiger beantragt, den Hofprediger Stöcker darüber zu vernehmen, daß er der Gründer und Leiter der christlich-sozialen Partei und daß das angeklagte Blatt das Organ derselben sei. Er räume nämlich ein, daß in dem inkriminierten Artikel objektiv eine schwere Kränkung für den Dr. Kr. enthalten sei, indem ihm der Vorwurf der parteilichen Beurtheilung gemacht worden. Dieser Vorwurf sei aber mit vollem Bedacht erhoben, und zwar in Wahrnehmung der berechtigten Interessen der christlich-sozialen Partei, dessen Haupt und Vater der Hofprediger Stöcker ist. Aus der Form und aus den Umständen ergebe sich aber eine beleidigende Absicht nicht, und deshalb beantrage er die Freisprechung seines Klienten. Eventuell beantrage er die Ladung der Hauptzeugen im Schmidt-Stöcker'schen Prozess darüber, daß sie vom Dr. Kr. besonders scharf behandelt worden sind. Der Amts-anwalt beantragt, die gestellten Beweisangebote als unerheblich abzulehnen. Der Gerichtshof lehnte die Erhebung der beantragten Beweise als nicht zur Sache gehörig ab, und hielt nunmehr der Angeklagte selbst noch eine längere Rede, in der er speziell Unrichtigkeiten in dem Erkenntnis Stöcker-Bäcker, soweit sie seine Person betreffen, rügte. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 200 M. ev. 20 Tagen Gefängnis, sprach dem Beleidigten die Publikations-befugnis im „Christl. soc. Korrespondenzbl.“ zu.

Aus Schlessen. Ein ärztliches Rezept ist eine Urkunde im Sinne des Gesetzes. Die Frage, ob ein von einem Arzt ausgestellt Rezept eine Urkunde im Sinne des Gesetzes, also die Fälligkeit eines solchen eine Urkundenfälschung sei, beschäftigt, wie wir der „Dresd. Stg.“ entnehmen, am 31. v. M. die Strafkammer in Hirschberg. Es wird darüber geschrieben. Angeklagt war die Tochter des verst. Strafanstalts-Direktors Bayle zu Rawitzsch, Fräul. Elisabeth Bayle. Im vorigen Jahre konsultirte dieselbe wiederholt Herrn Dr. Scheurich aus Hirschberg und ließ sich von demselben Morphium-Injektionen verschreiben. So wurde ihr auch am 10. Dezember ein Rezept ausgestellt, auf dem bei 50 Prozent Wasser 120 Gramm Morphium verschrieben wurden. Als die Bayle aber das Rezept in der „Hirsch“-Apotheke abgab, war aus dieser Zahl 620! Gramm gemacht. Die Umänderung der 1 in eine 6 und die Nachschrift des Ausrufungszeichens, das bei Verschreiben einer solchen Dosis Morphium von dem verschreibenden Arzte hinzugefügt werden muß, ließen sich deutlich nachweisen. Da, wie konstatiert wurde, das Rezept aus den Händen der Bayle in andere Hände nicht gekommen war, wurde sie unter Anklage der Urkundenfälschung gestellt. Nach der Vernehmung des Herrn Dr. Scheurich und des Apothekers Hanke fällte der Gerichtshof sein Urtheil dahin, daß in der That eine Urkunden-fälschung im Sinne des Gesetzes vorliege, und bestrafte demnach die Bayle mit einer zehntägigen Gefängnisstrafe.

Boppard, 30. Oktober. (B. Z.) Gestern kam bei verschlossenen Thüren eine Sache vor der Strafkammer des Landgerichts zu Koblenz zur Verhandlung, welche zur Zeit hier einen rechtlichen Stoff zur Unterhaltung abgab. Ein hier wohnender Rentier war beschuldigt, einen Offizier der Garnison Koblenz durch eine Postkarte, worin er demselben Freiheit vorwarf, öffentlich beleidigt und denselben zum Zweikampf herausgefordert zu haben. Nach dem in öffentlicher Sitzung verkündeten Urtheil wurde der Angeklagte unter Annahme mildernder Umstände wegen der Beleidigung zu einer Geldbuße von 50 M. und wegen der Herausforderung zum Zweikampf zu einer Festungshaft von einem Tage verurtheilt. Als mildernde Umstände wurden in den Motiven des Urtheils hervor-gehoben, daß der Angeklagte davon überzeugt war, daß der betreffende Offizier mit seiner Frau Umgang gepflogen, welches auch von dem Landgerichte in seinem Scheidungsurtheil angenommen wurde und daß darin eine grobe Beschimpfung von Seiten des Offiziers zu finden sei, daß auch der Angeklagte darüber entrüstet sein konnte, daß der Offizier die Herausforderung unter der Behauptung, der Ehrenrath habe in der Sache entschieden, abgelehnt habe.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Unsere Landwirthe klagen immer, daß sie nicht mit den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen Schritt halten könnten. Wenn es in der That so ist, so haben die deutschen Landwirthe selbst Schuld daran. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß unsere Landwirthe, besonders die Herren Rittergutsbesitzer, durchweg viel größere Ansprüche an das Leben machten, wie die übrigen bürgerlichen Gesellschaftsklassen, daß sie auch weniger arbeiteten, als durchweg die Kaufleute und Fabrikanten, daß sie mehr den Vergnügungsdreien, der Jagd,

dem Sport huldigen, kurzum, daß sie persönlich allzum wenig in die Arbeit eingriffen. Deshalb werden die Güter auch allzu geringem Grade oder doch in unrichtiger Weise ausgenutzt. Oder ist es nicht geradezu eine Schande, daß in einem Jahre für 13 Millionen 500 000 Mark Eier in Deutschland mehr eingeführt, als ausgeführt werden? Sollte die deutsche Landwirtschaft für diese 13 1/2 Millionen Mark nicht nebenbei Eier selbst produziren können, ohne dadurch irgend etwas anderes zu vernachlässigen? Die Hühner selbst aber würden doch sicherlich ihren Futterwerth repräsentiren. Aber die Hühnerzucht macht etwas Mühe und Last und da sind unsere Bauern nicht zu haben. Welche Erträge aber die rationelle Hühnerzucht liefert, ergibt sich aus der hierüber veröffentlichten Statistik Frankreichs. Im Jahre 1881 war ein Bestand an Hühnern von 45 Millionen Stück, welche 3000 Millionen Eier produzierten, die einen Verkaufswert von 150 Millionen Mark an Eiern und 120 Millionen Mark an geschlachteten Hühnern ausmachten 270 Millionen Mark einbrachten. Seitdem ist die Geflügelzucht in Frankreich im Wachsthum begriffen; der jährliche Ertrag beziffert sich für Hühner auf 322 035 571 M., Truthühner auf 26 960 896 M., für Perlhühner auf 25 688 000 M., für Gänse auf 65 875 869 M., für Enten auf 18 621 000 M., zusammen auf 459 182 400 M. — Bis unsere deutsche Landwirtschaft es hierin der französischen nicht gleich gemach hat, soll sie mit ihrem ewigen Jammern aufhören.

Der Werth des gesamten Außenhandels aller Länder der Welt betrug 1880: 63 823 Millionen, 1881: 64 392 Millionen, 1882: 67 127 Millionen Mark. Diese Summen theilen sich in der Weise, daß auf die wichtigeren Länder folgende Markommen:

	1880	1881	1882
Großbritannien	12 685,8	12 620,8	13 089,7
Frankreich	6800,8	6737,9	6716,8
Vereinigte Staaten von Amerika	6663,3	6315,8	6387,4
Deutschland	5881,7	5940,0	6330,0
Rußland	3611,1	3297,6	3814,4
Oesterreich-Ungarn	2579,0	2746,6	2872,2
Niederlande	2498,0	2737,0	2965,3
Belgien	2318,1	2346,1	2316,8
Britisch-Ostindien	2496,8	2577,8	2688,8
Italien	1886,3	2019,5	2001,1
China	911,6	934,4	886,1

Gegen 1880 ist also der Außenhandel Englands um 200 Millionen, der Deutschlands um 440 Millionen, der Frankreichs um 200 Millionen, der Oesterreichs um 300 Millionen, der der Niederlande um 470 Millionen, der Britisch-Ostindiens um 170 Millionen, der Italiens um 115 Millionen gewachsen, während der Frankreichs um 84 Millionen, der der Vereinigten Staaten um 276 Millionen und der Chinas um 85 Millionen Mark zurückgegangen ist.

Ein allgemeiner rheinischer Webertag hat am 1. d. in Elberfeld stattgefunden. Anwesend waren zahlreich Vertreter der Oberbehörden, die Reichstagsabgeordneten (Soziald.) und Lucius (Zentrum), ein Bruder des landwirthschaftlichen Ministers, ferner der Landtagsabgeordnete Dr. (Nationalist.). Die Versammlung war ungemein zahlreich besucht und sprach sich, nachdem die Reichstagsabgeordneten Lucius und Lucius geredet hatten, zu Gunsten des von der Arbeiterpartei im Reichstage eingebrachten Arbeiterschutzgesetzes großer Einigkeit aus. Auch der Großfabrikant Oberwar war mit dem Arbeiterschutzgesetz einverstanden, wenn die Regelung international erfolge. Der Abgeordnete Lucius erklärte sich mit den Ausführungen des Abg. Darm einverstanden und Oberbürgermeister, Landrath und Dr. Graf neigten zur Zustimmung ihre weisen Häupter. So herrschte die großartigste sozialistische Einigkeit unter allen Parteien — natürlich vor den Arbeitermassen. Nachher geht ja doch Jeder seinen Weg. Interessant war es, daß der Bruder des Reichsministers, Herr Lucius, erklärte, daß die Innungen, wenn sie ihren Zweck erreichen wollten, Produktivgenossenschaften und zwar vom Staate unterstützt, werden müßten. — Wenn dazu auch die Innungen wohl untaugliche Korporationen sein dürften, so ist doch der Ausspruch des Ministerbruders recht bezeichnend, da er die Staatsbehörde Prinzip als völlig berechtigt erklärt.

Auch aus dem großen Industrieplatz Loth. Polen ertönen seit zwei Jahren fortwährend Klagen über die wirtschaftlichen Rückgang. Die Löhne sind besonders in der Zeit bedeutend gefallen; die Arbeiter, welche dort sehr sind, verbrauchen jetzt ihre kleinen Ersparnisse. Mehrere haben Konkurs gemacht, das Vertrauen ist in den Geschäften geschwunden, so daß die Folgen dieser Krisis dauernd sein werden. Besonders sind auch deutsche Kreditgeber getroffen worden, die sich nunmehr mit Verlust zurückziehen haben.

Theater und Konzerte.

Belle-Alliance-Theater. „Papageno“ hat auch hier in der Wallner-Theater durch seine unkomischen Situationen außerordentlichen Erfolg davon getragen. Auch die zum Sonntag gegebene einaktige Gesangsposse „Eine verfolgte Uchse“ wurde in Folge der brillanten Darstellung seitens des Hofpredigers Bäckers und der Herren Gutberg, Reuber und Wagner von großem Beifall aufgenommen.

Der Offenbach-Enclus im Friedr.-Wilhelmstädtischen Theater scheint die ganze Saison in Beschlag nehmen zu wollen. bisher haben alle Vorstellungen eines solch starken Beifalles sich erfreut, daß die ursprüngliche Anzahl der projektirten Vorstellungen überschritten werden muß. Auch die schöne Oper hat durch den pilanten Reiz in Wort und Ton sowie durch die Anhängern sich erworben, daß die für Sonnabend projektirte gewesene erste Aufführung der „Großherzogin von Gerolstein“ bis Ende nächster Woche verschoben wurde. Für eine Wiederholung des Einakter-Abends wird an Stelle der „Baubergglocke“ „Fortunio's Liebeslied“ projektirt.

h-g. Der Männergesangsverein „Cäcilia“ feiert am Sonntag in Deutsch-Wilmersdorf sein 25 jähriges Bestehen in der Hesperus-Salon. Die braven Sänger sangen unter Leitung des als Pianist geschätzten Herrn Oskar Lohse, der den Verein seit 11 Jahren leitet. Das ist der Tag des Jahres v. Kreuzer, „Hymne“ von H. E. S., „Das treue Hühner“ v. Otto, „Steh' fest du deutscher Eisenwald“ v. Mann, und Wilh. Handberg's lustiges Quartett: „Kallus!“ Der Verein zeigte durch diese Vorträge, daß er ein reich erschienenen Festtheilnehmern reichen Beifall. Die Mitglieder sind ein aktives Vereinsmitglied und überlag die Jubilaren, welche den Verein mit begründeten hatten. Erinnerungsgeldern, zahlreiche Deputationen und Ehrennennungen. — Wir nennen nur die Direktion des Männergesangsvereins, Sängerbundes, die Vereine Concordia, Harmonia, Sängervereinigung, Weiße Rose und die Quartett — waren erschienen und brachten ihre Glückwünsche dar. Die Vereine Concordia, Harmonia und die Quartett erfreuten die Jubilee durch wohlgeklungenen Gesang und wurde besonders der letztere Verein wegen seiner vorzüglichen Leistungen ausgezeichnet. Herr Strahlendorf aus dem Reich braucht ein Herz“ hürmischen Beifall. Ein hürmischer Längchen hielt die fröhliche Schaar bis zum Morgen zusammen.

„Gewiß, mein Herr!“
Wie festgebunden bleibe ich stehen und lasse im kleinen Gänsemarsch mehrere Herren und Damen an mir vorbeipassiren, verummumte Gestalten, die sich im düsteren Schweigen ganz gespensterhaft auf das Schiff begeben, zu großen Leiden, zu schrecklichen Qualen.

„Wie geht denn dieses Schiffelein auf dem Meere?“
frage ich nach einer Weile den Träger.

„So, mein Herr!“

Der Mann stellt mein Gepäckstück hin und bewegt dann seine beiden Hände in schauerlicher Abwechslung von der Nase bis hinunter zum Knie.

„Aber sonst ganz sicher!“ sagte er hinzu.

„Ich bleibe über Nacht in Calais,“ erkläre ich mit großer Entschiedenheit.

„Ach, mein Herr? Und warum sind Sie dann nicht auf dem Stadtbahnhofe ausgestiegen? Hier giebt es keine Wagen.“

„Ich vergaß daran, — ich habe verschlafen. Führen Sie mich in ein Hotel.“

Der Träger marschirt kopfschüttelnd voraus und ich stolpere auf der entbloßen Dossanlage nach. Der beschwerliche Weg findet indessen süßen Lohn in den Worten, die mir der Träger aus eigenem Antriebe sagt: „Der große Dampfer geht bei schönem Wetter sehr ruhig und nur sehr wenige Leute darauf bekommen „maladie de mer“.“

Wir erreichen endlich die Stadt, und nun dröhnen unsere Schritte in den ausgestorbenen Straßen der interessanten Hafenaniedelung. Geisterhaft erklingt im Glockenspiele des Hotel de ville ein Motto aus „Robert der Teufel“ und dann verkündet die uralte Thurmruhr die erste Morgenstunde. Der Träger hält vor einem größeren Hause und zieht an der Klingel. Ein verschlafenes Gesicht, sich selbst mit einer flackernden Kerze beleuchtend, öffnet.

„Ein Schlafzimmer für diesen Herrn!“

„Auf wieviel Tage?“

„Nur für diese Nacht,“ erkläre ich. „Ich gehe nach England und habe — nur Einiges noch — — hier in Calais — — zu besorgen.“

„Ich flieg dem „Garçon“ nach, die Treppe hinan, und wenn mir der Gute auch ganz gewiß auf's Wort geglaubt hat, so zürte ich mir in der Stille doch etwas, wie: „Schäme Dich, schäme Dich, alter Gesell!“

In dem französischen Himmelbette träumte mir dann dann von einem Kolossalampfer, der die Wellen wie das

Messer die Butter durchschnitt und gar nicht im Mindesten schwankte.

Am sonnigen Vormittag aber spazierte ich durch die Stadt Calais, am Bahnhof vorbei und über die Brücke des Hafens, durch den Hohlweg der Fortifikation, bis hinaus an den Strand. Und da es an der französischen Küste heute ausnahmsweise wirklich „schönes Wetter“ machte, halte ich im Vertrauen auf den Double-Dampfer ziemlich herausfordernd Ausschau. Fahrzeuge sehe ich genug am Horizonte und die scheinen mir gar nicht zu scheukeln. Aber auch etwas Weirkes, Längliches bemerkte ich, was weder Schiff, noch Wolke, noch auch Nebelstreif sein kann.

„Was ist das, mein Herr?“

Der Mann, den ich angesprochen, lügt aus, und sagte mir dann:

„C'est Douvres, monsieur! Heute sind die Klippen sichtbar.“

„Wo doch Dover, was ich mir nicht zu glauben getraute. Ich sehe England! Und über das bische Wasser da hatte ich mich nicht getraut! Wie wird's nun mit dem großen Dampfer stot gehen!“

Ich werde auf einmal gegen meine sonstige Gewohnheit belanntschäftlich und reiche später im Hotel, bei der Table d'hôte, auf ein deutsch vorgebrachtes Ersuchen das Senfgesch mit der Frage hin:

„Reisen Sie ebenfalls nach England?“

Mein Nachbar, ein weißhaariger germanischer Kopf, gesteht mir in mutmaßlichem Rheinpreukisch und mit einiger Bewunderung über meine Frage, daß dies bei ihm allerdings der Fall sei. Er und seine Tochter (ein ungemein schönes Mädchen saß neben ihm) wollten über den Kanal. Sie waren schon gestern am Nachmittag von Boulogne sur mer hier angelangt, aber mit dem kleinen Dampfboote, das in der Nacht fährt, sei denn das doch zu 'ne gefährliche Sache. Wie fand ich nur die grenzenlose Freiheit zu dem mitleidigen Lächeln, das bei diesen Worten positiv meine Rippen umspielt hatte.

Und da die deutsche Beauris in mir nun offenbar einen Seehelden zu schauen glaubt, rede ich auch Einiges, wie es wohl mit den kleinen Schiffen nicht so arg sein wird und daß die Ueberrfahrt mit dem großen Boote das reine Kinderspiel sei.

(Schluß folgt.)

Aus dem Bericht des hamburgischen Fabrik-Inspektors. Das Unfallversicherungsgesetz ist in Kraft getreten und die Industriearbeiter werden jetzt der Segnungen desselben theilhaftig. Wie es mit diesen Segnungen bestellt ist, geht aus den Aufstellungen der Fabrikinspektoren über die Unfälle ihres Bezirks hervor. Nehmen wir den Bericht des Hamburgischen Fabrikinspektors pro 1884 zur Hand, so finden wir, dass in Hamburg im verfloßenen Jahre 318 Unfälle stattgefunden haben, von denen vorübergehende Erwerbsunfähigkeit die Folge hatten 289, und zwar in

28 Fällen bis zu 1 Woche
49 " " " 2 Wochen
60 " " " 3 " "
59 " " " 4 " "
21 " " " 6 " "
52 " " " 13 " "
20 " " " über 13 " "

Die letzten 20 Fälle von über 13 Wochen Erwerbsunfähigkeit bilden eine besondere Gruppe; dieselben — also nur sieben Prozent aller Unfälle — werden seit Inkrafttreten des Unfallversicherungsgesetzes von den resp. Unfallgenossenschaften getragen. Alle übrigen Unfälle mit Erwerbsunfähigkeit von 1 bis zu 13 Wochen, 269 an der Zahl, also fast 93 pSt., sind 1124 Wochen Erwerbsunfähigkeit und einem Entschädigungsbetrag von M. 9 pro Woche oder M. 10 206 im Ganzen verbunden von den resp. Krankenkassen, in welchen sich die Verunfallten befinden, in Wirklichkeit also von den Arbeitern selbst getragen. Im Grunde genommen ist also diese Summe von etwa 100000 Mark eine Subvention der Arbeiter an die Krankenkassen, weiter nichts, denn sie, die Industriellen, hätten doch in Wahrheit für die Unglücksfälle in ihren Fabriken aufkommen müssen. Statt dessen aber sind diese Kosten den Krankenkassen aufgebürdet!

Die Aufstellungen sind freilich auf die wirklichen Verhältnisse noch nicht mit voller Genauigkeit zutreffend, weil das Unfallversicherungsgesetz ja erst mit dem 1. Oktober d. J. in Kraft getreten ist und die Zahlen aus dem Bericht des Fabrikinspektors pro 1884 genommen sind, aber sie geben ein im Wesentlichen gewiß richtiges Bild von den Verhältnissen, wie sie sich seit dem 1. Oktober d. J. und in der Folge gestalten werden. Deshalb sind sie auch in ihrer Unvollkommenheit wenigstens und für die Zeitgeschichte wichtig.

Der Eisenbahnverkehr, soweit es die Güterwagen betrifft, von Hamburg nach dem Binnenlande und zurück ist im Jahre 1884 ein viel geringerer als im Jahre 1883 gewesen. In Hamburg an 44 476 Wagen mit 2 214 875 Str.; im Binnenlande an 44 575 Wagen mit 3 375 128 Str.; zusammen an 89 051 Wagen mit 5 589 991 Str. gegen 95 192 Wagen mit 6 207 991 Str. im Jahre 1883. Hauptächlich ist an diesem Rückgang des Eisenbahnverkehrs die Verminderung des Exports zu sehen, der im Jahre 1884 um 869 623 Zentner gegen das Vorjahr zurückgeblieben ist.

Eintausend sechshundert Arbeiter sind während der Dauer der letzten drei Jahre von der Gesellschaft „Dochumer Eisen für Bergbau- und Gussstahlfabrikation“ entlassen worden; der Durchschnittsverdienst ist aber in dieser Zeit nur um 2 R. jährlich für jeden Arbeiter gestiegen. Dafür aber haben die Arbeiter bedeutend mehr leisten müssen, da die Produktion nicht in dem Verhältnisse verringert worden ist, als die Zahl der Arbeiter. Deshalb also, weil die Arbeitskräfte während mehr ausgebeutet worden sind, hat man trotz der Unmöglichkeit der allgemeinen Geschäfte noch eine Dividende von zehn Prozent zahlen können!

Der Monier Seidenweberstreik ist schnell vorübergegangen. Drei tausend Arbeiter haben sich einwilligen mit der Reduktion einverstanden erklärt und die Arbeit wieder aufgenommen. Die andern werden nunmehr sämtlich nachkommen. Jedenfalls haben die Arbeiter bei Wiederaufnahme der Arbeit ausdrücklich sich verpflichtet, bei der ersten besten günstigen Gelegenheit sofort den Streik wieder zu erklären.

Maschinenkraft. Einer Zusammenstellung über die Dampfmaschinen in England ist die interessante Angabe zu entnehmen, dass deren Leistungsfähigkeit der Arbeit von 400 Millionen Menschen entspricht. Wenn sämtliche Bewohner Großbritanniens ununterbrochen Tag und Nacht im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten, so würden sie demnach nur etwa den zwanzigsten Teil der Arbeit leisten, welche die Dampfmaschinen ihres Landes gleichsam spielend verrichten.

Vereine und Versammlungen.

Die eine Plenarversammlung der Zimmerleute, welche am Dienstag Abend in den Gratzwischen Bierhäusern stattfand, wurde von dem Vorsitzenden, dem Herrn Lehmann, theilweise mit, daß die Lohnkommission an dem 1. Oktober d. J. die Verhandlungen des Zimmerergewerbes ein vom 1. bis 31. Oktober d. J. in der Expedition des „Berliner Volksblatt“ zu haben ist, gründlich zu studieren. An den Vortag schloß sich eine lebhaftere Diskussion. Ein Antrag, wonach die Vereins-Versammlungen jedesmal am Sonntag vorher im „Berliner Volksblatt“ bekannt gemacht werden sollen, wurde angenommen. Ebenso ein Antrag, eine Matinee zu veranstalten zum Besten zweier hilfsbedürftiger Mitglieder. Wann und wo dieselbe stattfinden wird noch bekannt gemacht. Die nächste Versammlung des Vereins findet am 16. November in demselben Lokale statt.

h's. Im Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Maurer, welcher Dienstag Abend tagte, kam u. A. zur Sprache, daß auf einem in der Kreuzbergstraße gelegenen Bau des Unternehmers Herrn B. so schlechtes Material verwendet werde, daß man die dortigen Bausteine, von denen der betreffende Redner Proben vorzeigte, mit dem Taschenmesser zerbrechen konnte. Auch anderweitig werde auf diesem Bau vielfach gegen die Regeln der Baukunst und die Baupolizeivorschriften verstoßen, wie Herr Kusler, der erwähnte Redner, des Näheren darlegte. Im Anschlusse an diese Mittheilung forderte Herr Scheel die Mitglieder auf, dergleichen Vorkommnisse, sobald sie zu ihrer Kenntniß gelangen, der Behörde sogleich anzuzeigen, damit Remedur eintreten könne und sonst entstehendes Unglück vermieden werde. Laut Mittheilung des Herrn Breigle hätte ein in der Schweinendammstraße wohnhafter Poller Sohn angekündigt, alle dem Verein als Mitglieder angehörenden Maurer, in so weit sie in das Bereich seiner (des Pollers) Wirksamkeit fallen, maßregeln zu wollen. Herr Breigle erklärte die Erstattung des Revisionen-Berichts, daß er die Kasse ordnungsgemäß befunden hat. Aus der vorgenommenen Revisionen gingen die Herren Wischard und Braun als gewählt hervor. Auch wurde mitgetheilt, daß zum Besten der Central-Krankenkasse der Maurer u. c., genannt „Grundstein zur Einigkeit“, am 21. d. Mts. im „Salon zum deutschen Kaiser“ ein Kränzchen stattfinden wird.

d. Eine sehr erregte, vom Arbeiter-Wahlkomitee einberufene Kommunal-Wahlerversammlung fand am Montag Abend in Gründer's Salon, Sauerstr. 26, unter Vorst. des Herrn Behrend statt. Erschienen war der jegliche Vertreter des 8. Kommunalwahlbezirks Herr Videnbach mit einer größeren Anzahl seiner Anhänger, sowie mehrere Fortschrittler. Herr Stadtv. Göckl sprach über die bevorstehenden Kommunalwahlen. Auf die Einnahmen der Stadt eingehend bemerkte derselbe: Bei der Miethsteuer müsse der Arbeiter, der am bittersten mit dem Leben zu ringen habe, sowohl wie der besser situierte, der nur darauf bedacht sei, sich einen angenehmen Tag zu machen, den gleichen Prozentsatz (6 1/2 pSt.) bezahlen. Der Arbeiter brauche 20 bis 25 Prozent seines Einkommens zu Miethe, während die besser gestellten Klassen bloß 1 bis 5 Prozent des Einkommens an Miethe zahlen. Anders verhalte es sich mit dem Prinzip der Gleichheit bei den Ausgaben. Der Zuschuß, welchen die Stadt bei den höheren Schulen für den einzelnen Schüler zu leisten hat, beträgt bedeutend mehr

als bei den Gemeindeschulen. Man verweist immer auf die Freistellen an den höheren Schulen, um zu beweisen, daß es Jedem möglich sei, diese Schulen zu besuchen. Genau gesehen, verhalte es sich jedoch ganz anders. Wenn wirklich ein Kind ärmerer Eltern soweit sei, so fehlen den Eltern die nöthigen Mittel, um Bücher zu kaufen und aus dem Besuch der höheren Schule werde deshalb nichts. Wenn höhere Löhne für die städtischen Arbeiter verlangt werden, so sei kein Geld vorhanden, wenn aber tausende zu Gratifikationen bewilligt werden, so sei Geld da. Dieses ist auch ein Prinzip der Gleichheit in unserer städtischen Verwaltung. Ueberhaupt habe man nur sein Gehalt für geleistete Arbeit zu verlangen, das Wesen der Gratifikationen sei ein unethisches. Es giebt nichts Verwerflicheres als dieses Unwesen. Die „liberale“ Majorität der Stadtverordneten-Versammlung sei des Lobes voll über die Reinlichkeit unserer Straßen. Als aber ein Antrag eingebracht wurde, die Nacharbeit besser zu bezahlen, da ja die Straßenreinigung des Nachts ausgeführt wird, und doch in jedem Gewerbe die Nacharbeit besser bezahlt würde, da sagte man: der Finanzstand der Stadt erlaubt es nicht, diese Löhne zu erhöhen; sogar die Konserativen mit Ausnahme des Herrn Videnbach waren dieser Meinung. Redner kritisirte dann die Repräsentations-Unkosten von Ehren der Theilnehmer an der Telegraphen-Konferenz, wo die Liberalen mit den Konservativen in echt brüderlicher Weise gleich gestimmt haben. Unsere Ansicht — meint Redner — ist, daß die Stadt sich in anderer und besserer Weise repräsentiren kann, als durch Festessen. Mit einem warmen Appell an die Arbeiter, einzutreten für den Kandidaten der Arbeiterpartei, schloß der Vortragende seinen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag. Zur Diskussion sprach zunächst Herr Haake (Bürgerpartei): Die Fortschrittspartei habe jetzt schon um die Stimmen der Arbeiter im Falle einer Stichwahl zwischen der Fortschrittspartei und Bürgerpartei. Die Arbeiter würden in die Wahl gehet, um nachher dupirt zu werden, indem sie von Herrn Singer in das Lager der Fortschrittspartei geführt würden. (Stürmische Unterbrechung. Beifall bei den anwesenden Bürgerparteilern.) Redner wünscht, daß sich die Arbeiter recht zahlreich an der Wahl betheiligen und über, das was hernach kommen würde, sich nicht irre führen lassen. Herr Hennigs weist die Ausführungen des Herrn Haake energisch zurück; die Bürgerpartei sei es, welche jetzt schon um die Stimmen der Arbeiterpartei buhle (Unterbrechung). Der Vorsitzende verweist die Herren der Bürgerpartei zur Ruhe und ruft ihnen zu: „Wir befinden uns hier in einer Arbeiterversammlung suchen auch Sie den Anstand zu wahren.“ Herr Hennigs wünscht den Arbeitern den Sieg bei der Wahl. Stadtv. Göckl: Herr Videnbach: Alles, was Herr Stadtv. Göckl gesagt, könnte auch ich unterschreiben, uns trennen ganz andere Punkte. Ich besitze eine glühende Liebe zum Vaterlande und will nicht, daß Leute einer fremden Rasse über uns zu Gericht sitzen. Herr Behrend: Wenn die Herren glauben, die Arbeiter wissen nicht, was sie thun, so sind sie doch sehr falsch unterrichtet, wir haben uns auf politischem und kommunalem Gebiete emanzipirt, wir haben mit der Konfession nichts zu thun, so buhlt man aber um die Stimmen der Arbeiter. Stadtv. Göckl: Es war dies, was uns Herr Videnbach hier anführte, ein leidenschaftlicher Ausdruck der Furcht und der Hoffnung. Es handelt sich darum, die Situation zu trüben. Die Arbeiter mögen deshalb auf dem Posten sein und alle Freunde und Kollegen heranziehen, damit das Resultat der Wahl der Arbeiterkandidaten sei. (Beifall.) Eine Resolution zu Gunsten des Arbeiterkandidaten Herrn Heinrich Köhler wurde gegen die Stimmen der Bürgerpartei angenommen. Eine nicht enden wollende Reihe von persönlichen Bemerkungen bildete den Schluß der Versammlung. Herr Behrend machte darauf aufmerksam, daß die Wählerlisten vom Donnerstag ab bei Schmarz, Blumenthalstr. 5, zu Jedermanns Einsicht ausliegen. Alsdann erfolgte der Schluß der Versammlung.

Der Verein macht noch bekannt, daß sich eine Zahl- und Aufnahme-Stelle des Vereins auf der neu errichteten Tischlerberge, Blumenstraße 56, befindet.

Die Vereinigung deutscher Schmiede hielt am Sonnabend, den 31. Oktober, ihre erste Versammlung, zu der auch Fremde Zutritt hatten, ab. Auf der Tagesordnung stand: Vortrag des Herrn Ranig, „Ueber Naturheilkunde“. Da Herr Ranig noch nicht anwesend war, übernahm Herr Michelsen das Referat über die Stellung des Arbeiters in der Gesellschaft. Er beleuchtete die Stellung des Arbeiters zum Arbeitgeber von früherer bis zur heutigen Zeit und meint, daß sich diese Stellung bedeutend gebessert habe. Früher sei der Slave direkt vom Herrn abhängig gewesen, während jetzt der Arbeiter mehr persönliche Freiheit genießt. Es liegt am Arbeiter selbst, sich Achtung in der Gesellschaft zu verschaffen. Jeder müsse darnach streben, daß er als vollwertiges Mitglied betrachtet wird. Hierauf übernahm Herr Ranig das angekündigte Referat. Er vergleicht den menschlichen Körper mit einer Maschine, an welcher jeder Theil seine besondere Pflege haben muß; wird ein Theil schadhast (krank), so ist das ganze Werk betriebsunfähig. Ein Haupttheil des menschlichen Organismus aber sei die Haut, dieser müsse man besondere Pflege zu Theil werden lassen: so wie man das Kleid nach dem Gebrauche ausklopft und büstet, so müsse man auch die Haut wöchentlich zweimal von oben bis unten waschen und mit einem Handtuch fest abreiben, widrigenfalls die Haut rauh und hart wird und ihre Funktionen nicht verrichten kann. Die Haut habe den Körper zu schützen, die Wärme des Körpers zu reguliren und für die Reinigung und Erneuerung des Blutes mit zu sorgen, sie wirkt aber auch besonders auf die Lungen. Die Lungen, welche ebenfalls das Blut reinigen, atmen Sauerstoff ein, und Stickstoff aus; deshalb verlangt die Lunge reine, gesunde Luft aber auch viel Luft. Jede Luft, welche riecht, sei für die Lunge schädlich, darum spricht sich Redner entschieden gegen die Ausräucherung der Stuben und Schränke aus, aber eben so auch gegen das Rauchen. Die Arbeiter, welche den ganzen Tag in der dämpfenden Fabrik arbeiten, hätten oft nichts Besseres zu thun, als beim Verlassen der Werkstatt eine Zigarre oder die Pfeife anzubrennen, damit sie ja nicht die frische gesunde Luft einatmen könnten. Dies sei durchaus schädlich. Auch der Magen sei zu beachten; man soll nicht zu heiß oder kalt essen und trinken und die Speisen ordentlich kauen, denn die meisten Krankheiten kommen vom Magen. Redner spricht sich ganz entschieden gegen alle Medizin aus, dieselbe helfe gar nichts, die Naturheilmethoden sei die einzig richtige. Wenn man überlegt, durch welche Ursachen man krank wird, so wird man zu dem Schluß kommen, daß man auf demselben natürlichen Wege wieder gesund werden müsse. Die Heilkraft des Organismus sei die Naturheilkraft. Referent sucht noch in längerer Rede zu beweisen, wie a. B. bei Fieberkranken, bei Scharlach und Typhus die Naturheilmethoden zweckmäßig sei. Der Vortrag wurde mit reichem Beifall belohnt, namentlich von den Frauen. Zur Diskussion sprachen mehrere Anwesende ihre Anerkennung aus über die Ausführungen des Referenten; jedoch wurde hervorgehoben, daß der Arbeiter meist an einem anderen, größeren Uebel leide, das sei die übermäßige Anstrengung und die lange Arbeitszeit; wenn diese mehr eingeschränkt sei, dann würde der Arbeiter auch mehr Zeit haben, um seinem Körper die nöthige Pflege zukommen zu lassen. In seinem Schlusswort führte der Referent an, daß er in dem kurzen Vortrag durchwegs nicht jeden Punkt habe berühren können. Er kenne die Verhältnisse der Arbeiterfamilien sehr gut, da er seine Praxis längere Zeit in Obemnitz in Arbeiterfamilien geübt habe. Schluß der Versammlung 12 Uhr.

Der Fachverein sämtlicher an Holzbearbeitungsmaschinen beschäftigter Arbeiter hielt am Montag, den 2. November, im Böttcher's Lokal, Köpenickerstr. 150—51, eine gut besuchte Versammlung ab. Herr Max Kreuz hielt einen Vortrag über: „Das Unfallversicherungsgesetz“. Redner erläuterte in eingehender Weise die für die Arbeiter einschlägigen Paragraphen dieses Gesetzes. Er meinte, der erste Gelegentheilung den die Regierung eingebracht hatte, war bedeutend besser, indem dort die Beiträge zur Hälfte vom Staat und zur Hälfte vom Arbeitgeber geleistet werden sollten. Derselbe fand aber keine Gnade vor der Reichstags-Majorität. Die Bestimmung in dem 2. Entwurf, der die Bildung von Arbeiterkammern fordert, die zur Hälfte aus Arbeitgebern und zur Hälfte aus Arbeitnehmern zusammengesetzt sein sollen, wurde aus dem Entwurf gestrichen. Referent meinte, die Arbeiter sollten nun die wenigen Rechte, die ihnen das Gesetz bietet, auch energisch zu wahren suchen. Damit dies besser gelingen könne, empfahl derselbe den Anwesenden, sich fest zu organisiren. Zum Schluß empfahl Redner den Anwesenden, das Unfallversicherungsgesetz (welches für 25 Pf. in der Expedition des „Berliner Volksblatt“ zu haben ist), gründlich zu studiren. An den Vortag schloß sich eine lebhaftere Diskussion. Ein Antrag, wonach die Vereins-Versammlungen jedesmal am Sonntag vorher im „Berliner Volksblatt“ bekannt gemacht werden sollen, wurde angenommen. Ebenso ein Antrag, eine Matinee zu veranstalten zum Besten zweier hilfsbedürftiger Mitglieder. Wann und wo dieselbe stattfinden wird noch bekannt gemacht. Die nächste Versammlung des Vereins findet am 16. November in demselben Lokale statt.

h's. Im Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Maurer, welcher Dienstag Abend tagte, kam u. A. zur Sprache, daß auf einem in der Kreuzbergstraße gelegenen Bau des Unternehmers Herrn B. so schlechtes Material verwendet werde, daß man die dortigen Bausteine, von denen der betreffende Redner Proben vorzeigte, mit dem Taschenmesser zerbrechen konnte. Auch anderweitig werde auf diesem Bau vielfach gegen die Regeln der Baukunst und die Baupolizeivorschriften verstoßen, wie Herr Kusler, der erwähnte Redner, des Näheren darlegte. Im Anschlusse an diese Mittheilung forderte Herr Scheel die Mitglieder auf, dergleichen Vorkommnisse, sobald sie zu ihrer Kenntniß gelangen, der Behörde sogleich anzuzeigen, damit Remedur eintreten könne und sonst entstehendes Unglück vermieden werde. Laut Mittheilung des Herrn Breigle hätte ein in der Schweinendammstraße wohnhafter Poller Sohn angekündigt, alle dem Verein als Mitglieder angehörenden Maurer, in so weit sie in das Bereich seiner (des Pollers) Wirksamkeit fallen, maßregeln zu wollen. Herr Breigle erklärte die Erstattung des Revisionen-Berichts, daß er die Kasse ordnungsgemäß befunden hat. Aus der vorgenommenen Revisionen gingen die Herren Wischard und Braun als gewählt hervor. Auch wurde mitgetheilt, daß zum Besten der Central-Krankenkasse der Maurer u. c., genannt „Grundstein zur Einigkeit“, am 21. d. Mts. im „Salon zum deutschen Kaiser“ ein Kränzchen stattfinden wird.

d. Eine sehr erregte, vom Arbeiter-Wahlkomitee einberufene Kommunal-Wahlerversammlung fand am Montag Abend in Gründer's Salon, Sauerstr. 26, unter Vorst. des Herrn Behrend statt. Erschienen war der jegliche Vertreter des 8. Kommunalwahlbezirks Herr Videnbach mit einer größeren Anzahl seiner Anhänger, sowie mehrere Fortschrittler. Herr Stadtv. Göckl sprach über die bevorstehenden Kommunalwahlen. Auf die Einnahmen der Stadt eingehend bemerkte derselbe: Bei der Miethsteuer müsse der Arbeiter, der am bittersten mit dem Leben zu ringen habe, sowohl wie der besser situierte, der nur darauf bedacht sei, sich einen angenehmen Tag zu machen, den gleichen Prozentsatz (6 1/2 pSt.) bezahlen. Der Arbeiter brauche 20 bis 25 Prozent seines Einkommens zu Miethe, während die besser gestellten Klassen bloß 1 bis 5 Prozent des Einkommens an Miethe zahlen. Anders verhalte es sich mit dem Prinzip der Gleichheit bei den Ausgaben. Der Zuschuß, welchen die Stadt bei den höheren Schulen für den einzelnen Schüler zu leisten hat, beträgt bedeutend mehr

als bei den Gemeindeschulen. Man verweist immer auf die Freistellen an den höheren Schulen, um zu beweisen, daß es Jedem möglich sei, diese Schulen zu besuchen. Genau gesehen, verhalte es sich jedoch ganz anders. Wenn wirklich ein Kind ärmerer Eltern soweit sei, so fehlen den Eltern die nöthigen Mittel, um Bücher zu kaufen und aus dem Besuch der höheren Schule werde deshalb nichts. Wenn höhere Löhne für die städtischen Arbeiter verlangt werden, so sei kein Geld vorhanden, wenn aber tausende zu Gratifikationen bewilligt werden, so sei Geld da. Dieses ist auch ein Prinzip der Gleichheit in unserer städtischen Verwaltung. Ueberhaupt habe man nur sein Gehalt für geleistete Arbeit zu verlangen, das Wesen der Gratifikationen sei ein unethisches. Es giebt nichts Verwerflicheres als dieses Unwesen. Die „liberale“ Majorität der Stadtverordneten-Versammlung sei des Lobes voll über die Reinlichkeit unserer Straßen. Als aber ein Antrag eingebracht wurde, die Nacharbeit besser zu bezahlen, da ja die Straßenreinigung des Nachts ausgeführt wird, und doch in jedem Gewerbe die Nacharbeit besser bezahlt würde, da sagte man: der Finanzstand der Stadt erlaubt es nicht, diese Löhne zu erhöhen; sogar die Konservativen mit Ausnahme des Herrn Videnbach waren dieser Meinung. Redner kritisirte dann die Repräsentations-Unkosten von Ehren der Theilnehmer an der Telegraphen-Konferenz, wo die Liberalen mit den Konservativen in echt brüderlicher Weise gleich gestimmt haben. Unsere Ansicht — meint Redner — ist, daß die Stadt sich in anderer und besserer Weise repräsentiren kann, als durch Festessen. Mit einem warmen Appell an die Arbeiter, einzutreten für den Kandidaten der Arbeiterpartei, schloß der Vortragende seinen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag. Zur Diskussion sprach zunächst Herr Haake (Bürgerpartei): Die Fortschrittspartei habe jetzt schon um die Stimmen der Arbeiter im Falle einer Stichwahl zwischen der Fortschrittspartei und Bürgerpartei. Die Arbeiter würden in die Wahl gehet, um nachher dupirt zu werden, indem sie von Herrn Singer in das Lager der Fortschrittspartei geführt würden. (Stürmische Unterbrechung. Beifall bei den anwesenden Bürgerparteilern.) Redner wünscht, daß sich die Arbeiter recht zahlreich an der Wahl betheiligen und über, das was hernach kommen würde, sich nicht irre führen lassen. Herr Hennigs weist die Ausführungen des Herrn Haake energisch zurück; die Bürgerpartei sei es, welche jetzt schon um die Stimmen der Arbeiterpartei buhle (Unterbrechung). Der Vorsitzende verweist die Herren der Bürgerpartei zur Ruhe und ruft ihnen zu: „Wir befinden uns hier in einer Arbeiterversammlung suchen auch Sie den Anstand zu wahren.“ Herr Hennigs wünscht den Arbeitern den Sieg bei der Wahl. Stadtv. Göckl: Herr Videnbach: Alles, was Herr Stadtv. Göckl gesagt, könnte auch ich unterschreiben, uns trennen ganz andere Punkte. Ich besitze eine glühende Liebe zum Vaterlande und will nicht, daß Leute einer fremden Rasse über uns zu Gericht sitzen. Herr Behrend: Wenn die Herren glauben, die Arbeiter wissen nicht, was sie thun, so sind sie doch sehr falsch unterrichtet, wir haben uns auf politischem und kommunalem Gebiete emanzipirt, wir haben mit der Konfession nichts zu thun, so buhlt man aber um die Stimmen der Arbeiter. Stadtv. Göckl: Es war dies, was uns Herr Videnbach hier anführte, ein leidenschaftlicher Ausdruck der Furcht und der Hoffnung. Es handelt sich darum, die Situation zu trüben. Die Arbeiter mögen deshalb auf dem Posten sein und alle Freunde und Kollegen heranziehen, damit das Resultat der Wahl der Arbeiterkandidaten sei. (Beifall.) Eine Resolution zu Gunsten des Arbeiterkandidaten Herrn Heinrich Köhler wurde gegen die Stimmen der Bürgerpartei angenommen. Eine nicht enden wollende Reihe von persönlichen Bemerkungen bildete den Schluß der Versammlung. Herr Behrend machte darauf aufmerksam, daß die Wählerlisten vom Donnerstag ab bei Schmarz, Blumenthalstr. 5, zu Jedermanns Einsicht ausliegen. Alsdann erfolgte der Schluß der Versammlung.

Der Berliner Studentenverein nahm in seiner letzten Versammlung am 2. November den Kasernenbericht und den Bericht der Kommission betreffs Zentralkasse entgegen. In dem Bericht wurde namentlich der Werth und die Vorthelle der Berufsorganisation trefflich hervorgehoben und zu einer recht regen Agitation aufgefordert. Zum Schluß wurde noch eine Kommission gewählt zur Ausarbeitung eines Lohntarifs.

An die Piano-Mechanik-Arbeiter (Tischler, Bohrer und Zusammenfeger). Kollegen! Endlich scheint es auch bei uns zu dümmern. Ein großer Theil unserer Kollegen ist darüber einig geworden, einen Verein der Piano-Mechanik-Arbeiter zu gründen. Was uns dieser neu zu gründende Verein verspricht und welche Vorthelle uns durch diese Gründung erwachsen können, dieses zu besprechen laden Unterzeichnete alle Kollegen zu der am Sonnabend, Abends 8 1/2 Uhr, in Gratzwischen Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79, stattfindenden Versammlung der Klavierarbeiter und verwandten Berufsgenossen ein und bitten wir, für recht zahlreichen Besuch zu agiliten, um zu beweisen, daß auch die Mechanik-Arbeiter es verstehen, für ihre Interessen einzutreten. Ed. Wille. S. Neumann. E. Münch. A. Kals.

An die Arbeiter der chirurgischen Guttammi- und Metallbranche (stumpfe Instrumente und Apparate) erg. h: folgend: r. Ausruf: Kollegen! Da sich auch bei uns der Wunsch geltend gemacht hat, eine Organisation zu schaffen und wir die feste Absicht haben uns zu vereinigen, glauben wir bestimmt, daß Ihr, Kollegen, davon durchdrungen seid, für Eure materiellen Interessen einzutreten. Deshalb ist es Ehrensache eines jeden Kollegen, in der am Sonntag, den 8. November, Vormittags 10 Uhr, bei Seefeld, Grenadierstr. 33, stattfindenden Versammlung zu erscheinen. Um größtmögliche Verbreitung und rege Theilnahme wird gebeten.

Zentral-Kranken- und Sterbefälle der Töpfer u. c. Die Zahlstelle Bülow- und Frobenstr.-Gasse ist nicht verlegt worden, wie uns der Vorstand irrtümlich mittheilte, sondern befindet sich noch in demselben Lokale.

Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (E. S. Nr. 29 Hamburg) Filiale 4 Berlin. Sonnabend, den 7. November, Abends 8 1/2 Uhr, Mitglieder-Versammlung bei Ralitz, Andreasstr. Nr. 28. Kasernenbericht. Neuwahl eines Kassirers. Verschiedenes.

Berichtigung. In dem gestrigen Berichte über den in der Versammlung des Arbeiter-Bezirksvereins für den Osten Berlins stattgehabten Vortrag des Herrn Land über „Die Werthigkeit des Lebens in unserer Zeit“, befindet sich ein Druckfehler. Was daselbst von dem Bestimmismus der Juden gesagt ist, kam nach den Ausführungen des Redners für die Juden und deren Bekennniß in Betracht. Die jüdische Religion ist eine durchaus optimistische.

Vermischtes.

Schredliche Erlebnisse eines Bürgermeisters auf Reisen. Einen praktischen Vortrag für die Nothwendigkeit der Belämpfung des Lasters der Trunksucht lieferte leztlich der Bürgermeister J. des mecklenburgischen Städtchens W. Der geehrte Herr war nämlich aus irgend welchem, hier nebenstehenden Grunde nach der Landeshauptstadt Schwerin gekommen, wo er von seinem Kollegen, dem ersten Bürgermeister Hofrath B., nebst diversen anderen Herren zur Tafel gezogen wurde. Ob nun bei dieser Gelegenheit das Gespräch auf die schädlichen Wirkungen der Trunksucht gekommen ist oder nicht, können wir nicht sagen, fast aber scheint es, als wenn dem Nationalalaster aller Deutschen auch in dieser illustren Gesellschaft gedöht worden wäre. Denn als gegen Mitternacht

